Aus dem kunsthistorischen Institut der Universität Bonn
Direktor: Prof. Dr. Stange

Die Krankheitsdarstellungen der Volksepidemien in der deutschen Kunst vom frühen Mittelalter bis einschließlich XVI. Jahrhundert

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von der philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Bonn

vorgelegt von
Dr. med. Joseph Schumacher
aus Werden a. d. Ruhr

1937

Druck: Heinrich Pöppinghaus o. H.-G., Bochum-Langendreer.

Referent: Prof. Dr. Stange.
Tag der mündlichen Prüfung: 20. Januar 1937.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meiner lieben Frau

Einleitung.

Die so interessante und wichtige Epoche des deutschen Mittelalters beschäftigt gerade heute den Kunsthistoriker in hervorragendem Maße. In zahllosen Arbeiten von Spezialforschungen haben die Werke damaliger Kunst ihre Bearbeitungen gefunden. Kaum aber ist der interessante Versuch unternommen worden, die Krankheitsdarstellungen der in dieser Zeitepoche gerade das deutsche Volk in wechselvollem Auftreten furchtbar heimsuchenden Epidemien im Zusammenhang einem besonderen Studium zu unterziehen. Aufgabe der vorliegenden Arbeit, für deren liebenswürdige Überlassung ich Herrn Prof. Dr. Stange sehr zu Dank verpflichtet bin, soll daher sein, in erster Linie zu untersuchen, in welcher Weise die hauptsächlichen epidemischen Seuchen in der Kunst ihren Niederschlag fanden. Dabei ist zu betonen, daß nur solche Krankheitsbilder zur Darstellung gelangen konnten, die äußerlich sichtbare Symptome machten, dem Künstler in ihren wesentlichen Erscheinungsformen sich einprägen konnten und die das Volk in den Kunstwerken, um dadurch beeindruckt zu werden, wiedererkennen mußte. Von den damals herrschenden Seuchen kommen demnach Lepra, Pest, Syphilis, Antoniusfeuer und als psychische Epidemien Tanzwut, Geißlerwesen und Besessenheit in Betracht. Die übrigen wie Pocken oder Blattern, Milzbrand, Typhus, Ruhr, Malaria und Schweißfriesel können ausgeschaltet werden, da sie zum Teil ohne besondere äußere Erscheinungen blieben, zum Teil ihr Verlauf äußerst kurz war, zum Teil das Ausmaß ihrer Wirkung bei weitem nicht an das der oben aufgezählten reichte und daher von mindergroßem Eindruck auf das Volk bleiben mußten. Es interessiert uns also im wesentlichen die Klärung der Fragen: Haben die Künstler die Krankheiten so charakteristisch dargestellt, haben sie vor allen Dingen eine so scharfe Trennung gemacht, daß noch heute eine Diagnose möglich ist? Was ist der Beweggrund für die Darstellungen gewesen? Welche Unterschiede zeigen

die Krankheitsdarstellungen in den verschiedenen damaligen Kunstepochen?

Im Folgenden bringen wir die objektiven Beschreibungen der einzelnen epidemischen Krankheiten, die zum Teil von den heutigen stark abweichen, die damals herrschenden Anschauungen und ihren Niederschlag in der Kunst des Mittelalters mit der Deutung der Krankheitsdarstellungen auf den Kunstwerken.

Aussatz (Lepra).

In der Reihe der Volksseuchen nimmt der Aussatz (griech. Lepra — Schuppe), auch mit Malzey, Miselsucht, Malazie, Uszsetzigkeit bezeichnet, im Mittelalter eine besondere Stelle ein, da er wie keine andere Krankheit Jahrhunderte lang die deutschen Lande heimsuchte und unserm Volke viel Elend und Siechtum brachte. Seine ersten Ursprünge sind in der vorchristlichen Zeit, nach einzelnen Angaben in prähistorischen Zeiten anzunehmen. Es wird vermutet, daß die drei ältesten Hauptherde in Ostasien, Indien und Ägypten gewesen seien. Ebenso berechtigt ist die Annahme, daß in der frühesten Zeit diese Krankheit auch in anderen Ländern verbreitet war, daß aber Aufzeichnungen anderer Völker nicht mehr aufgefunden werden können. — Wie bei der Syphilis haben wir hier zwei Theorien zu unterscheiden: nach der einen orientalischen oder Wanderungstheorie ist sie aus den orientalischen Ländern nach Griechenland und durch die Truppen des Pompejus im ersten Jahrh. n. Chr. nach Italien gekommen und von hier durch römische Heerzüge nach allen Weltgegenden, insbesondere nach Mitteleuropa gebracht worden. Etwa im 3. Jahrh. war sie in Spanien, Frankreich und Deutschland bekannt. Nach der universalen oder ubiquitären Ursprungstheorie hat es von jeher kleinere Herde in allen Völkern gegeben, von denen eine Ausbreitung bei gegebenen günstigen Bedingungen erfolgte.

Zur Charakterisierung des hier wichtigen Krankheitsbildes können Stellen des Alten Testamentes aus dem Buche Hiob herangezogen werden. Nach seiner Schilderung war der alttestamentliche Dulder vom Kopf bis zur Fußsohle mit Geschwüren bedeckt, das Gesicht war geschwollen, die ganze Körperfläche dunkel gefärbt, die Atmung erschwert, die Haut und die Lippen waren geschrumpft und runzelig, die Augen verdunkelt, an den Extremitäten perforierende Geschwüre. Eine hervorragende mittelalterliche Darstellung des Aus-

satzes, die medizinisch von hohem Interesse ist, stammt von dem Dichter Konrad von Würzburg (gest. 1287 zu Basel) in der Schilderung der Erkrankung des Ritters Dietrich:

Von seinem Haar und seinem Bart
Verlor er viel wie ichs berichte,
Nur wenig blieb ihm im Gesichte.
Sein Augen gaben gelben Schein,
Als säßen Milben ihm darein.
Auch fiel ihm aus des Auges Brauen:
Des Leibes Farbe sonst zu schauen
In früherer Zeit so licht und gut,
Sie ward viel röter noch denn Blut
Und gab so sonderbaren Schein.
Die harfensüße Stimme sein,
Die ward ohn' Maßen heiser.
Ihm schuf des Himmels Kaiser
Groß Leid an allen Enden;
An Füßen und an Händen
Da waren seine Ballen
So gänzlich eingefallen.

Eingehende Beschreibung der Aussatzzeichen finden wir in der Schrift des französischen Chirurgen Guy de Chauliac (1300—1368) (Haeser): „Veränderung der eliptischen Form der Augen und Ohren zur Rundung, Auftreibung und Haarlosigkeit der Augenwimpergegend, Anschwellung und Verdrehung der Nase (wohl eingesunkener Nasenrücken = Sattelnase) mit Verengerung der Nasenhöhle, Mißfarbe und Mißgestalt der Lippen, rauhe, näselnde Stimme, starrer, wilder, satirartiger Blick, fleckige Hautfarbe, Schwinden der Muskeln, Unempfindlichkeit des Körpers (anästhetische Form des Aussatzes), Ausschläge."

Diese Krankheitsschilderungen bedürfen einer Ergänzung. Man unterscheidet eine Haut- oder Knotenlepra von einer Nervenlepra, und wenn Symptome beider Formen zusammen kommen, entsteht das Bild der Lepra mixta. Im Beginn der Erkrankung treten bei allen Formen rote vielgestaltige Flecken, besonders im Gesicht, an Stirn, Augenbrauen, Wangen, Nase, Ohren und an den Extremitäten auf, die sich im Laufe der Zeit vergrößern können und weiße oder bräunliche Stellen hinterlassen. Bei der überaus chronischen Verlaufsart vergehen Jahre, evtl. Jahrzehnte, bis sich an den Stellen der Flecken knotige Verdickungen bilden, die

verschieden groß sein können und besonders Gesicht, Ohren und Extremitäten befallen. Damit haben wir das Bild der Lepra tuberosa. Die Knoten können zerfallen, es entstehen Geschwüre, die unter Narbenbildung ausheilen. Durch wulstartige Verdickungen der Haut erhält das Gesicht ein eigenartiges Aussehen, das man als Facies leonina bezeichnet. An den Extremitäten kommt es häufig durch sekundäre Infektionen zu stärkeren Geschwürsbildungen, Kontrakturen und Verstümmelungen (Mutilationen). Bei der Nervenlepra werden durch Beteiligung der Nerven ganze Hautstellen gefühllos, anderseits entstehen äußerst schmerzhafte Neuralgien und allmählich zeigen sich Muskelschwund und Lähmungen, die dem Gesicht eine Starrheit des Mienenspiels geben (Facies antonina). Typisch ist bei allen Arten der chronische Verlauf, das Auftreten immer neuer Schübe, die allmählich dem entsetzlichen Leiden nach stärkster Abmagerung des Körpers ein Ende bereiten.

Die Tätigkeit des Arztes erschöpfte sich in der Diagnostik, und da man wußte, daß die Lepra ansteckend war, suchte man die ersten Anfänge zu erfassen, um den Kranken möglichst schnell aus der menschlichen Gesellschaft auszuschließen. Im frühen Mittelalter lag die Feststellung der Erkrankung allein in der Hand der Priester, später waren es die erfahrenen Leprösen selbst, und erst von der Mitte des 14. Jahrhs. ab die Ärzte, die das Beschaueramt übernahmen.

Schon sehr früh gab es in Deutschland Aussatzspitäler (Leuproserien), anfänglich aus Holz oder Stroh (cucurbitae, stellae), die nach dem Tode des Insassen verbrannt wurden; später waren es regelrechte Anstalten, und im 13. Jahrh. gab es kaum noch eine Stadt, die nicht außerhalb ihrer Mauern ein Leprosenhaus besessen hätte, und in die sich alle personae de leprae morbo inculpatae, diffamatae seu suspectae begeben mußten. Feierlich waren die Zeremonien bei der Aufnahme ins Leprosenhaus: der Kranke wurde kirchlich eingesegnet, erhielt sein sogenanntes Lazaruskleid — einen schwarzen Rock oder Mantel mit zwei weißen Händen auf dem Brustteil — einen großen Hut mit weißem Rande, ein Paar Handschuhe, ein Fäßchen für Wasser, einen Korb und eine Klapper oder Schelle. Da sich allmählich die Anschauung Bahn gebrochen hatte, daß diese Kranke besonders Erwählte Gottes seien, deren man sich besonders annehmen müsse, flossen reichlich Gaben aus Stiftungen und Almosen diesen Häusern zu, für diejenigen, die sich nicht mit ihrem eigenen

Gute unterhalten konnten. Dennoch war ihr Los ein entsetzliches; gemieden und gefürchtet von den Mitmenschen fristeten sie ihr Dasein, waren für die Familie und die Welt nicht mehr vorhanden und galten rechtlich als tot.

Mit dem 14. Jahrhundert nahm der Aussatz ab, gegen Ende des 16. Jahrhunderts war er kaum noch oder nur vereinzelt in Europa zu finden.

Im 11. Jahrhundert wurde der Orden der Lazarus-Ritter gegründet, der sich als Hauptaufgabe die Pflege der Aussätzigen, der „Armen Christi", wie man sie nannte, stellte. Letzte Hülfe und Zuflucht suchten die im grausigen Elend Dahinsiechenden und von der Menschheit Ausgestoßenen in der Verehrung der Heiligen, insbesondere der hll. Elisabeth, Georg, Martin, Lazarus und Nikolaus.

Lepradarstellungen.

Zunächst sollen solche Kunstwerke besprochen werden, deren Krankheitsdarstellungen sichere Symptome für die Annahme einer Lepra aufweisen bzw. deren Sinndeutung keinen Zweifel aufkommen läßt. Am Schluß dieses Abschnittes folgen einige, bei denen die Diagnose nur vermutungsweise gestellt werden kann, um damit die Schwierigkeiten und Grenzen einer exakten medizinischen Auslegung zu zeigen.

Als sichere Lepradarstellungen sind die Illustrationen von Stellen des alten Testamentes aufzufassen, die als Gegenstand die Geschichte des Job (Hiob), Lazarus und des Naaman als typische Repräsentanten der Lepra und die Heilung der Aussätzigen durch Christus behandeln. Bot sich doch dem Maler des frühen Mittelalters, der sich durch das Wachstum kirchlichen Lebens veranlaßt sah, die hl. Schriften in reichem Glanze auszuschmücken, aus unmittelbarer Anschauung des Krankheitsbildes günstige Gelegenheiten für solche Illustrationen. Dennoch hielt man sich meist eng an den Wortlaut der Bibel, die nur von einem allgemeinen Ausschlag oder von Geschwüren der Befallenen spricht. Eine Reihe solcher religiöser Schriften sind uns erhalten geblieben und geben Zeugnis von der kunsthistorischen Entwicklung.

Eine der frühesten deutschen Quellen bietet uns eine Elfenbeintafel als Buchdeckel vom IX. Jahrhundert aus der jüngeren Metzer Schule, die das Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin, aufbewahrt. Von den drei übereinanderstehenden

Einzelszenen gibt die obere Christus im Tempel unter den Schriftgelehrten sitzend, mit der ihn suchenden Mutter und dem hl. Josef wieder. Die mittlere Darstellung zeigt die Hochzeit zu Cana mit dem ersten Wunder Christi. Die uns interessierende untere Tafel veranschaulicht die Wunderheilung eines Aussätzigen nach Matth. 8, 1 ff. durch Christus. Vor einem kleinen Hause steht links der Kranke in demütig bittender und gebückter Haltung; an dem wenig bekleideten Rumpf erkennt man die durch rundliche Vertiefungen der Haut markierten in unregelmäßigen Abständen befindlichen Aussatzflecken, die in gleicher Weise an beiden Armen und Beinen angezeigt sind. Hinter Christus stehen 5 Apostel.

Eine Federzeichnung eines Pergamentcodex des 10. Jahrhunderts aus der Bibliothek der Abtei Essen, der sich jetzt in der Landesbibliothek, Düsseldorf, befindet, erzählt die Heilung eines Aussätzigen durch Christus nach Lucas 5, 12—14. Der Leprose ist durch das ihm verbotene Tor einer Stadt gegangen, um zu Christus vorzudringen. Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, an einer Schnur das vorgeschriebene Horn, das für die Mitmenschen als Signal der Gefahr einer Ansteckung diente; vom Scheitel bis zur Sohle mit Flecken bedeckt, am Kopfe wenig behaart, bietet er uns eine charakteristische Wiedergabe eines mit der Fleckenform behafteten Aussätzigen. Die Beschriftung „Leprosus“ bestätigt überdies unsere Annahme.

Der in Reichenau angefertigte Codex Egberti, ebenfalls aus dem 10. Jhdt., jetzt in der Stadtbibliothek Trier befindlich, bringt uns die Szene nach Matthäus 8, 1—4. Christus, gefolgt von seinen Aposteln, heilt den vor ihm stehenden Aussätzigen, der am ganzen Körper mit Ausschlag bedeckt und dessen Vorderhaupt kahl ist. Auf seinem Rücken finden wir wieder das übliche Horn.

Die Heilung der zehn Aussätzigen nach Luc. 17, 12—17 zeigt uns das Echternacher Evangeliar aus dem 10. Jhdt., das sich im Herzogl. Museum in Gotha befindet. Mit erhobenen Händen bitten sie Christus um Heilung. Die sichtbaren Körperstellen sind mit einem universellen, durch kleinere und größere Flecken gekennzeichneten Ausschlag bedeckt.

Im selben Echternacher Evangeliar wird die Heilung des Aussätzigen nach Matth. 8, 1 ff. illustriert. Hinter Christus befinden sich die Apostel. Der Aussätzige in hockender Stellung zeigt an allen sichtbaren Körperstellen die üblichen Flecken.

Aus dem 11. Jhdt. ist die Zahl der erhaltenen Darstellungen größer. Im Evangeliar des Benediktinerklosters Limburg a. d. Hardt aus dem 11. Jhdt., jetzt in der Dombibliothek Köln, finden wir nach Matth. 8, 1—4 Christus mit den Aposteln vor den Toren der Stadt bei der Heilung eines Leprosen. Dieser, nur mit einem Lendentuch bekleidet, zeigt eine dunkle Hautfärbung, der ganze Körper ist mit Flecken und knotenartigen Gebilden übersät.

Schablonenhafte Ähnlichkeit mit der biblischen Aussatzheilung aus dem Codex Egberti finden wir im Codex Heinrich III. aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts in der Stadtbibliothek Bremen. Das Bild trägt die Inschrift: „Laeprosi Maculas Mundat Divina Voluntas". In derselben Haltung steht der Kranke mit Flecken am ganzen Körper und dem Horn auf dem Rücken in bittender Stellung vor Christus.

Das Evangelienbuch Ottos III. aus dem Jahre 1000 in der Staatsbibliothek München, das aus der Reichenauer Malerschule stammt, bringt in gleicher Weise den mit Flecken übersäten Leprosen vor Christus nach Matth. 8, 1—4.

Das Doppelbild aus dem Codex Heinrich III. aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, das die Stadtbibliothek Bremen aufbewahrt, ist eine Illustration der Stelle Luc. 17, 11—18. Im oberen Bilde sehen wir in getreuer Nachahmung der Darstellung des Echternacher Evangeliars die zehn mit Flecken übersäten Aussätzigen, die mit erhobenen Händen Christus um Heilung bitten. Im unteren Bilde dankt einer von den Geheilten Christus in knieender Stellung.

Die früheste Darstellung des Lazarus mit dem reichen Prasser finden wir im Codex Kaiser Ottos II. aus dem 10. Jahrhundert, im Besitz des Aachener Domschatzes. In der unteren Darstellung im Kreise sitzt der reiche Prasser mit seinen Freunden zu Tisch, zur Linken hockt der arme Lazarus, den Bettelstab in der rechten Hand, Arme und Beine mit Flecken bedeckt; Hunde belecken seinen Ausschlag, von der anderen Seite eilen noch Hunde herbei. Bittend hält Lazarus seine linke Hand zum reichen Prasser erhoben. Im oberen Kreise sehen wir Lazarus auf Abrahams Schoß, von Engeln umgeben; in der Mitte die Hölle mit dem verbannten und gestraften Reichen.

Ebenfalls noch aus dem 10. Jahrhundert stammt die Illustration der Stelle Luc. 16, 19—31 im Echternacher

Evangeliar des Herzoglichen Museums Gotha, die das gleiche Thema zum Inhalt hat. Vor der Türe des Prassers hockt, mit Geschwüren bedeckt, an denen Hunde lecken, der arme Lazarus, während der Reiche mit seinen Gästen zu Tische sitzt und ihn unbeachtet läßt.

Aus dem 11. Jhdt. bringt das Evangeliar Heinrich III. aus Echternach (in der Bremer Stadtbibliothek befindlich), die Erzählung der Bibelstelle Luc. 14, 15—24, wonach der Gastgeber seine Diener auf die Straße schickt, um Blinde, Lahme und Bettler hereinzuholen. In der oberen Darstellung finden wir den Gastgeber am Tische mit fünf Gästen, im unteren Bild unter den Blinden und Lahmen zwei Aussätzige; der links oben befindliche ist mit Flecken am ganzen Körper bedeckt, ohne sonstige Zeichen der Erkrankung; unten rechts liegt der andere, der neben dem universellen Ausschlag eine Prothese am linken Oberschenkel befestigt trägt. Der rechte Unterschenkel ist verdickt, die Zehen sind anscheinend ulceriert. Dieser bietet uns somit das erste Beispiel vermehrter Symptome des Krankheitsbildes, die hier in der Mutilation und Ulceration bestehen.

Aus dem gleichen Codex Heinrich III. stammt ein Doppelbild, das die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus veranschaulicht. In der oberen Darstellung sehen wir den Reichen mit einer Frau zu Tische sitzen, ein Diener wartet auf; unbeachtet liegt vor der Haustür Lazarus, den ganzen Körper mit Ausschlag bedeckt, an dem die Hunde lecken; im unteren Bilde ist der Tod des Reichen und des Lazarus dargestellt; links wird die Seele des ersteren in Gestalt eines Kindes von zwei Teufeln ergriffen, rechts führen Engel die Seele des Lazarus himmelwärts.

Im Hortus deliciarum der Äbtissin Herrard von Landsperg aus dem 12. Jhdt., der als Enzyklopädie Religiöses und Profanes durch Federzeichnungen und Deckmalereien veranschaulicht, finden wir Lazarus als Leprösen mit Ausschlag am ganzen Körper bedeckt. Er liegt auf der Erde, mit einem Lendenschurz bekleidet, Engel nehmen seine Seele in Form eines Kindes in Empfang.

In einer Wandmalerei in St. Maria Lyskirchen im nördlichen Feld aus der Mitte des 13. Jhdts. ist Hiob dargestellt, der auf einer Bodenerhebung sitzt und dessen Gesicht und Körper mit Flecken bedeckt sind. In der rechten Hand hält er einen Schaber, mit der Linken umfaßt er das aufgestützte linke Bein. Auf einem Spruchband finden wir die Worte:

„Cutis mea aruit (et) c(o)ntracta e(st), nach Hiob 7, 5. Rechts vor ihm steht seine Frau, die ihn verhöhnt; von ihrer rechten Hand geht ein Spruchband: „Benedic deo et morere" (Hiob 2, 9); über ihrem Kopf schwebt ein kleiner Teufel in Form eines Meerschweinchens mit Menschenhänden und Beinen. In der rechten Hälfte des Feldes stehen die drei Freunde, die um Hiob wehklagen. Diese Darstellung der Duldergestalt des Alten Testamentes ist ein im Mittelalter häufig gewähltes Motiv für den mit Aussatz geschlagenen, dem Schicksal ergebenen Menschen, den das Volk bis etwa zum Ende des 15. Jhdts. um Schutz und Befreiung von dieser Plage anrief. Der Künstler hielt sich dabei an den Vers 2, 7 des Buches Hiob: „Nun ging der Satan weg vom Angesichte des Herrn und schlug Job mit bösen Geschwüren vom Scheitel bis zur Fußsohle." So nimmt es nicht wunder, wenn in den Darstellungen sich lediglich ein universeller Ausschlag findet und Lähmungen und Verstümmelungen fehlen.

Im Codex der „Moralia Beati Gregorii super libros Job" der Bibliothek des Augustiner Chorherrnstiftes Herzogenburg (Cod. 54) von ca. 1250—60 illustrieren vier quadratische Initialientafeln die Geschichte Jobs. (Hanns Zwarzenski in Wallraf-Richartz-Jahrbuch, N. F. Bd. 1.). Von diesen zeigt die erste Initiale den mit Knoten, Flecken und Geschwüren übersäten Dulder in sitzender Stellung; seitlich von ihm der Teufel, der ihn nach Hiob IV. mit Aussatz geschlagen hat; über den beiden Christus mit einem Buch in der linken Hand.

Die zweite Initiale bringt die Verhöhnung durch seine Frau nach Hiob II, 9, 10. Hier ist der Körper mit kleineren Flecken bedeckt; in der linken Hand hält er ein Spruchband, ebenso seine vor ihm stehende Frau, die leisen Spott im Gesicht verrät; hinter dieser noch zwei weitere Frauen. Am Boden liegt der Teufel.

Bei der dritten Zeichnung wird der Besuch der drei Freunde Jobs geschildert. Mit dem Ausdruck des Bedauerns in ihren Gesichtern wenden sie sich überlegen von ihm ab. Kleinere, betonte, unregelmäßige Flecken am Körper Jobs deuten den Aussatz an.

Die letzte Darstellung dieses Codex zeigt den Dulder allein auf der Erde hockend, den kaum bekleideten Körper mit weniger dichten, aber größeren, rundlichen, in der Mitte eine Vertiefung andeutenden Geschwüren behaftet. In der rechten Brustseite steckt ein Pfeil, nach der Beschreibung des

Buches der „Moralia“ sind die Worte der Freunde Pfeile für ihn.

Auf einem Wandgemälde in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel aus der 2. Hälfte des 15. Jhdts. liegt Job, an allen sichtbaren Körperstellen mit kleinen Flecken übersät, in einer hügeligen Landschaft, den Kopf mit der linken Hand unterstützt. Links steht in einer Haustüre seine ihn verhöhnende Frau. Im Hintergrund auf einem Hügel steht ein mit erhobenen Armen klagender Mann. Über dem Dulder die Beschriftung: „Jop.“.

Die „Gaistliche vßlegong des lebes Jhesu Cristi“ von Johann Zainer, 1485, Berlin, Preußische Staatsbibliothek, weist zwei Aussatzdarstellungen auf. Der eine von diesen Holzschnitten (Blatt 40 r) ist betitelt: „wie ihesus gesond macht ain vsseczigen“. Der Kranke, dessen Ausschlag im Gesicht (die übrigen Körperteile sind bekleidet) durch kleine, runde und punktförmige Flecken gekennzeichnet ist, kniet vor Christus; in der linken Hand hält er eine Leprosenklapper.

Blatt 70 v oben bringt einen Holzschnitt: „Von lazaro vnd dem richen mann.“ Vor einer gedeckten Tafel, an der der Reiche und seine Frau sitzen, denen Flötenspieler zum Mahle aufspielen, liegt Lazarus, Arme und Beine mit rundlichen, Geschwüre andeutenden Flecken bedeckt, die von einem Hunde beleckt werden.

Die ganze Geschichte Jobs veranschaulicht das Bild des re. Flügels eines Altarbildes v. 1485 im Wallraf-Richartzmuseum, Köln, eines unbekannten Meisters. Im Hintergrund links erhält der Teufel von Christus den Auftrag, Job zu prüfen. Vorne links sitzt der Dulder auf einem Hügel, völlig nackt, Teufel zur Seite, die ihn züchtigen. Deutlich sind die Flecken und Knoten im Gesicht, am Körper und an allen Extremitäten. Rechts finden wir ihn mit denselben Krankheitszeichen, umgeben von drei Musikanten. Rechts oben auf einem Hügel sitzend verspottet ihn seine Frau. Ganz im Hintergrund Hiobs Tod, Rechtfertigung und Bekleidung.

Die von Dietrich für den Grafen Friedrich von Toggenburg gemalte Bibel von 1411, die sich im Kupferstichkabinett Berlin befindet, veranschaulicht die Stelle im Buche Moses 9, 10. Auf einem Lager ruhend sehen wir einen Mann und eine Frau, die beide an den unbedeckten Stellen des Rumpfes und der Arme, bei dem Manne auch an beiden Beinen, dicke, deutlich erhabene, runde Knoten zeigen. Im Hintergrund steht Moses, der den Ruß in die Luft wirft. In Anlehnung

an die Bibelstelle ist die hier gezeichnete Beulenplage als Aussatz aufzufassen und nach der Meinung Holländer's „ganz besonders naturalistisch" dargestellt.

Die Historienbibel des Alten Testamentes, Ms. germ. fol. 516 (Kölner Handschrift um 1460) bringt als Tafel 5 die Beschreibung der Stelle 5, 5 ff. des Buches der Könige. Der mit Ausschlag behaftete reiche alttestamentliche Naaman ist mit seinem Gefolge zum Jordan gefahren, um sich von dem Ausschlag zu reinigen. Er steht mitten im Flusse, Flecken und Knoten am ganzen Körper, das Gesicht von Schmerz entstellt. umgeben von der Schar seiner Diener, die seine Kleider halten und sein Gespann bewachen. In einem darunter befindlichen Gedicht wird seine „Uyssetzigkeit" erwähnt.

Einen Leprösen mit Klapper zeigt ein Holzschnitt in: Knoblochtzer, Sonntagspredigten von ca. 1470, der außer dieser nur durch zwei Flecken auf der rechten Gesichtshälfte charakterisiert wird. Er kniet auf der Schwelle eines Hauses, Christus mit den Jüngern steht vor ihm. In der Rechten hält der Lepröse den üblichen Napf.

Albrecht Dürer hat das Motiv der Heilung eines von Geburt an lahmen Menschen durch Petrus und Johannes zum Anlaß genommen, die Heilung eines Leprösen darzustellen. Gemäß der Apostelgeschichte 3, 1—9 sitzt der Kranke an der „Schönen Pforte" des Tempels auf der Erde, um zu betteln. Die umwickelten Beine hat er unter sich, etwas undeutlich ist der linke verdrehte und deformierte Fuß erkennbar. Sehr deutlich sind die Knoten im Gesicht und an den Lippen. Die Muskulatur beider Arme ist stark atrophisch, die des rechten stärker als links, die Hände deformiert, die linke Hand steht in starker Beugekontraktur. Der rechte Arm scheint im Ellbogengelenk versteift. Vor ihm stehen Petrus und Johannes, im Hintergrund einige Männer, davon einer mit einem Geldbeutel in der Hand, ein anderer gerade im Begriff, dem Armen ein Geldstück hinzureichen. Dürer hat in dieser Zeichnung in realistischer Weise die Form der Lepra mixta typisiert. Richer bestätigt diese Annahme in folgenden Worten: «Son infirme est dessiné avec une telle exactitude, un tel souci de la vérité jusque dans les moindres détails, que la diagnostic de l'affection dont il est atteint est des plus faciles. C'est bel et bien un Lépreux, atteint d'une forme mixte de la maladie. Sur la face, principalement aux lèvres, on reconnaît les nodosités de la lèpre tuberculeuse pendant que tout le corps porte les stigmates de la lèpre atrophique.»

In Verbindung mit der hl. Elisabeth, einer Hauptpatronin der Aussätzigen, haben die Künstler des Mittelalters sehr häufig Leprakranke dargestellt. Ihre Lebensgeschichte sei kurz angeführt. Als Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und Gertruds von Andechs-Meran im Jahre 1207 geboren, kam sie 1211 als Verlobte mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen zur Wartburg. Mit 14 Jahren heiratet sie, mit 20 Jahren wurde sie Witwe und von ihren Verwandten mit ihren drei Kindern von der Wartburg vertrieben. Beeinflußt von Franziskus von Assisi widmete sie den Rest ihres Lebens — mit 24 Jahren starb sie — der Pflege der Armen und besonders der Aussätzigen, denen sie ihre ganze Liebe zuwandte (W e n k). — Großen Niederschlag hat ihr beispielloses Leben in der Kunst des Mittelalters gefunden. Uns interessieren hier nur Darstellungen, die mit Sicherheit Aussätzige erkennen lassen.

Im Dom zu Magdeburg befindet sich, von Erzbischof Otto von Hessen seiner Ahnfrau Elisabeth — er war ihr Urenkel — geweiht, eine der verhältnismäßig seltenen Altäre mit steinernem Retable mit der Darstellung einer Szene aus dem Leben der hl. Elisabeth. Mit der Rechten hält sie ein Brot, mit der Linken überreicht sie dem vor ihr hockenden Bettler ein Kleidungsstück. Die nur in der Lendengegend bekleidete Gestalt des Letzteren hat über den ganzen Körper, dessen Haut gerunzelt erscheint, verteilte kleinere Knoten, atrophische, offenbar gelähmte untere Gliedmassen. Interessant ist besonders der Kopf: will der Künstler durch den Kunstgriff des halbgeöffneten Mundes Schmerz ausdrücken, oder sind die Lippen ulceriert und geschrumpft? Stark ausgeprägt ist die Sattelnase. Die noch deutlich sichtbare Abmagerung im Verein mit den übrigen Symptomen geben ein unzweideutiges Bild der Lepra mixta. Die Skulptur von ca. 1340 stammend gehört zu den frühesten derartigen deutschen Darstellungen.

Die Malerei des Altargemäldes aus der Sammlung Schloß Braunfelds vom Anfang des 14. Jhdts. mit starker Umrißzeichnung und kaum angedeuteter Modellierung ist eine Illustration einer der Legenden der hl. Elisabeth. Das Haupt ist nur mit dem Witwenschmuck bekleidet, ein Engel zur Rechten setzt ihr die Krone auf, ein anderer bringt ihr ein Gewand, genau wie das, welches sie soeben dem Bettler, der vor ihr kniet, überreicht. Dessen Gesicht ist auffallend häßlich, die Facies leonina schwach angedeutet, der linke

Fuß ist mutiliert, in der Rechten hält er eine Krücke, ein Umstand, der noch auf stärkere Zerstörung der anderen Extremität hindeutet. Nur eben angezeigt sind Knoten an der linken Gesichtshälfte und am Halse.

Die Holzfigur am Celebrantenstuhl der Elisabethkirche in Marburg vom Jahre 1397, ein überaus wertvolles Erzeugnis mittelalterlicher Kunst, zeigt die Heilige mit dem Modell der Elisabethkirche zu Marburg und einem gabeheischenden Krüppel zugleich, während für Elisabethdarstellungen die einen oder die anderen Attribute typisch sind. Auf dem Kopfe trägt sie Krone und Witwenschleier, der zugleich mit dem Halstuch einen großen Teil ihres Gesichtes verdeckt; in feiner welliger Bewegung fällt das Obergewand. In der rechten Hand mit außerordentlich fein ausgebildeten vier Fingern hält sie kaum sichtbar das Brot, dessen deutlichere Darstellung auch einen störenden, ich möchte sagen, materialistischen Zug in die zarte Geistigkeit dieser Skulptur hineinbringen würde; dementsprechend ist auch die Darstellung des Armen weniger grauenvoll; und doch zeigen im Sinne unserer Arbeit der verdickte linke Orbitalrand, die Knoten im Gesicht, die ulcerierten Finger der linken Hand, die Mutilation des rechten Fußes, das geschiente rechte Bein deutlich genug den Leprakranken.

Die gotische Plastik der Elisabeth aus dem Kaiser-Friedrichmuseum Berlin, wahrscheinlich schwäbisch-fränkischer Herkunft und aus dem 14. Jhdt. stammend, mit Zügen einer feinen Vornehmheit, ist das Standbild einer echten „Caritas". Neben der mit Witwenschleier und Krone dargestellten Heiligen kniet zu ihrer Linken der Krüppel. Dafür, daß es sich um einen Leprakranken handelt, sprechen der linksseitig verstümmelte Fuß, ein größerer Knoten an der linken Stirnseite, kleinere Knoten an der Brust, die Kahlköpfigkeit und der ganze Gesichtsausdruck mit Andeutung eines Löwenantlitzes. Ob der Daumen der hocherhobenen rechten Hand mutiliert oder durch die Gewandfalte verdeckt sein soll, ist schwer zu entscheiden; doch wäre im letzteren Falle der Streckwinkel anatomisch gesehen, ein unmöglicher, und, da der Bettler doch eine Gabe entgegen nehmen will, zu deren Erfassung er einen erhaltenen Daumen ganz unwillkürlich auch mit gebrauchen würde, sehr unwahrscheinlich; vor allem aber liegt vom künstlerischen Standpunkte aus gesehen durchaus kein Grund vor, den Daumen an der sonst so feingebildeten Hand zu verbergen.

Das Kaiserfenster aus der Karmeliterkirche zu Boppard von ca. 1400, jetzt im Schnütgenmuseum in Köln, stellt im unteren Teil die vornehme Gestalt der hl. Elisabeth dar, in überaus reicher Gewandung, mit Schleier und einer reichen von zwei Engeln über ihrem Haupte gehaltenen Krone. An zwei neben ihr knieende Krüppel verteilt sie Brot und Kleidung. Beide Kranke zeigen Andeutung von Facies leonina, bei dem linken fehlen die Füße, die Unterschenkel sind geschient, bei dem rechten ist der rechte Fuß amputiert und der entsprechende Unterschenkel geschient. Bei diesem sind auch Knoten am rechten Arm zu erkennen. Es muß dieser Kranke sicher als Lepröser aufgefaßt werden.

Ein wertvolles Erzeugnis der Kölner Schule etwa aus dem Jahre 1400 stellt ein Altargemälde im Germanischen Museum in Nürnberg dar. Die hl. Elisabeth, deren Gesicht von dem Witwenschleier malerisch umrahmt wird, ist im Begriff, einem neben ihr knieenden Bettler ein Kleidungsstück zu überreichen. Dieser ist selbst, wohl um die Gestalt der Heiligen noch mehr zu „entirdischen", ganz realistisch dargestellt. Man darf wohl mit Recht annehmen, daß dem Künstler einer der Insassen eines Leprosenhauses Modell gestanden hat. Das Gesicht zeigt tiefe Runzeln, stark wulstige Lippen, im Nacken erkennt man zwei Knoten; die unteren Extremitäten sind verbunden, der rechte Fuß erkennbar verstümmelt; die Mutilation des linken Fußes kann erschlossen werden, da der linke Unterschenkel gerade so geschient und verbunden ist wie der rechte.

Ein Gemälde des Deichslerschen Altares im Kaiser-Friedrichmuseum, Berlin, von etwa 1419, bringt die hl. Elisabeth mit einem ihr zu Füßen stehenden Bettler. In stumpfwinkliger Beugung hält dieser das linke Bein, sodaß der untere Teil des Unterschenkels und Fußes nicht zu sehen ist. Da er sich aber stark auf eine unter dem linken Arm gehaltene Krücke stützt, ist das Fehlen des Fußes anzunehmen. Der rechte Fuß ist geschwollen, der Körper abgemagert, das Gesicht eingefallen. Das vordere Kopfhaar fehlt; deutlich ist die Sattelnase zu erkennen, die sichtbare Körperhaut erscheint gefleckt. Die Zehen des rechten Fußes sind dunkel gefärbt als Zeichen beginnender Mutilation.

In der Pfarrkirche Siersdorf befindet sich eine Skulptur von 1430, die wahrscheinlich aus der Kalkarer Schule stammt. In der rechten Hand trägt die hl. Elisabeth ein Buch mit einer dreifachen Krone. Mit der feingebildeten linken

Hand reicht sie dem in üblicher Kleinheit vor ihr hockenden Bettler ein Gewand. Der Bettler stützt sich auf eine Krücke, beide Füße sind amputiert, die Unterschenkel verbunden. Das überaus häßliche Gesicht verrät die Facies leonina; deutlich sind die charakteristischen Knoten über dem rechten Auge und am rechten Arm.

Ein Teilstück aus der Bemalung der Brüstung des Sängerchores im Heilig-Geist-Hospital in Lübeck, das Schmoll als der westfälisch-Soester Richtung verwandt ansieht und dessen Zeit der Entstehung er nach Art der Bemalung und der Gestaltung des Rahmenwerkes um 1420 annimmt, stellt Elisabeth in der Pflege eines Aussätzigen dar. In der Rechten hält sie einen Kamm, um den Kranken zu kämmen. In den Gebärden der vier im Hintergrund stehenden Dienerinnen drückt sich deutlicher als in den Gesichtszügen Entsetzen aus. Der Aussätzige, der in schlaffer Haltung auf einem Schemel sitzt, weist zwar keine Verstümmelungen auf, dennoch sichern die folgenden Symptome die Diagnosenstellung. Als Zeichen einer Gesichtslähmung ist das rechte Auge weit geöffnet, der rechte Mundwinkel hängt, der rechte Arm wird im Gegensatz zum linken, womit er sich aufstützt, schlaff gehalten. Im Gesicht, am rechten Arm und linken Fuß Knoten und Flecken; deutlich ist die Sattelnase gezeichnet, die Oberlippe teilweise zerstört; in der linken Hand hält er die übliche Klapper der Aussätzigen. Somit ist das Bild einer Lepra mixta außerordentlich gut gekennzeichnet.

Aus der Galerie Schloß Lichtenstein stammt ein Tafelbild der schwäbischen Schule des 15. Jhdts. mit der hl. Elisabeth, umgeben von Hilfesuchenden, die in bemerkenswerter, aber in vielen mittelalterlichen Darstellungen gewöhnlicher Kleinheit die hehre Gestalt der Heiligen hervortreten lassen. Ihr Kopf ist geziert mit einem Schleier und einem großen Nimbus, die Krone liegt ihr zu Füßen. Auch hier sind wieder die Leprakranken in den Vordergrund gerückt. Die beiden Vorderen rechts und links, beide kahlköpfig, zeigen das verbundene geschiente rechte bzw. linke Bein mit mutilierten Füßen; der zweite Bettler links hat den Kopf in einem Verband, der zweite von rechts manifestiert geradezu die Krankheit durch sein mit deutlichen Knoten besetztes Bein, die ulcerierte Unterlippe, die mit einem größeren charkteristischen Geschwür bedeckte, hoch erhobene rechte Hand. Angedeutet sind bei den beiden vorderen kleine Knoten im Gesicht.

Ein im Wallraf-Richartzmuseum, Köln, befindliches Gemälde aus der Schule des Hausbuchmeisters gibt die Geschichte der hl. Elisabeth in Einzelszenen wieder. Im Hintergrunde links wäscht sie einem Kranken die Füße. Bei diesem sind Krankheitszeichen nicht zu erkennen. Links oben wird die Vertreibung aus der Wartburg dargestellt, links Mitte reicht sie einer Armen Wein und Brot. Rechts oben besucht sie Gefangene, rechts Mitte pflegt sie bettlägerige Kranke, bei denen auch nichts für eine Lepra spricht. Im Vordergrund steht die Heilige, umgeben von einem Diener und drei Dienerinnen, die ihr bei der Brotverteilung helfen; vor ihr kniet ein Bettler im weißen Gewande. Der linke Fuß muß nach Lage und Haltung des Beines fehlen, beide Unterschenkel liegen in einer Schiene und sind verbunden. Der häßliche, alte Kopf zeigt außer einer Schiefhalsstellung nichts besonderes. Der Hals ist kurz, der Rücken leicht kyphotisch verändert, auffallend sind auch die Kürze der Arme und die Länge der Finger. Wenn M e i g e betont, daß die Komposition mit der hl. Elisabeth einen Grund abgebe für die Annahme einer Lepra, und ein zweiter Grund in der Amputation der Füße als Leprafolge zu suchen sei — nach meiner Meinung ist das Fehlen des zweiten Fußes nicht einmal erwiesen — so glaube ich, bei dem Mangel charakteristischer Symptome Lepra ausschließen zu müssen. — Der dahinterstehende Bettler stützt sich mit der linken Schulter auf eine Krücke. Das linke Bein ist im Kniegelenk rechtwinklig gebeugt und zur Befestigung einer Gehstütze mit einer breiten Schnur umwickelt; der linke Fuß fehlt. Das rechte Bein ist stark abgemagert, an dem linken Fuß fehlen die Zehen außer der Großzehe. — Auffallend ist die Verzeichnung der Extremitäten, nach der Großzehe würde es sich um den linken Fuß handeln —. Im Gesicht fällt uns der nach links verzogene Mundwinkel auf als Ausdruck einer rechtsseitigen Gesichtslähmung; die rechte Hand, die zum Gruße nach dem Hut greift, erscheint geschwollen. Hier ist die Annahme einer Lepra berechtigt, die auch G r ö n und M e i g e bestätigen. Bei der ganz rechts stehenden Frau ist das rechte Augenlid geschlossen, die rechtsseitigen Gesichtsfalten sind verstrichen und der gleichseitige Mundwinkel ist leicht geöffnet. Der rechte Fuß steht in Spitzfußstellung. Da sie gleichzeitig mit der linken Hand ihren Krückstock zum Gehen benutzt, mag auch eine Lähmung des rechten Beines angenommen werden. Diese Erscheinungen

sprechen für eine Halbseitenlähmung, einen Zusammenhang mit der Lepra halte ich aber für ausgeschlossen.

Eine Skulptur der hl. Elisabeth von einem fränkischen Meister um 1500 befindet sich im Diözesanmuseum in Köln. Die wunderbar modellierte Gestalt hält mit zarten langen Fingern in der Linken den Weinkrug, in der Rechten ein Brot, das sie einem zu ihren Füßen knieenden Bettler reicht. Dieser stützt sich mit der linken Schulter auf eine Krücke. Haare fehlen im Gesicht und am Vorderkopf, auf dem Kopf ist ein mit einem Pflaster bedeckter Knoten sichtbar. Der Unterkieferknochen ist linksseitig tumorartig verändert, das linke Auge anscheinend erblindet, die auf dem Bild nicht sichtbare rechte Hand zeigt mutilierten Daumen, beide Unterschenkel sind verstümmelt. Die angeführten Krankheitszeichen reichen für die Diagnosenstellung aus.

Von Michael Wohlgemut stammt das Schwabacher Altargemälde von 1508 mit der hl. Anna Selbdritt und der hl. Elisabeth. Diese hält in der Rechten die Kanne, mit der Linken faßt sie einen Kranken am Arm. Dieser ist mit weit größerer Realistik dargestellt. Der künstlerisch vollendete Ausdruck seelischen Schmerzes im Gesicht des Kranken zeigt einen scharfen Gegensatz zu der etwas schablonenhaften Darstellung der Heiligen. Die linke Hand steht in Kontrakturstellung, an der linken Schulter finden sich ausgeprägte Knoten und Geschwüre, am rechten Arm sieht man, sicher durch frühere geschwürige Prozesse bedingt, veränderte Konturen.

Eine Darstellung der Heiligen mit einer Reihe von Leprakranken findet sich in der Deutschordenskirche zu Frankfurt a. M. aus dem Anfang des 16. Jhdts. Die Zeichnung trägt die Unterschrift: „Der pflag sy gar wohl mit speiss und wusch in ire füß mit iren henden gar demütiglichen.“ In einem Krankensaal befindet sich die Heilige in der schlichten wie selbstverständlichen Einfachheit einer Dienerin und nähert sich gerade mit einer Schüssel in der Hand einer am Boden liegenden Kranken, die ihr wohl soeben gebracht worden ist. Diese hat die rechte Hand verbunden, an allen sichtbaren Teilen des Körpers runde erhabene Knoten, die Lippen ulceriert, der Kopf ist zum Teil verbunden, die Augen sind geschlossen. Ebenso deutlich ist das Krankheitsbild der vier bettlägerigen Kranken; Gesicht und Vorderkopf sind bei allen haarlos, alle zeigen eine Sattelnase und Knoten und Flecken des Gesichtes, besonders fein gekennzeichnet sind die

Deformierungen an den hervorgestreckten Händen der beiden ersten Kranken.

Wohl die häufigste Beurteilung medico-kunsthistorischer Art hat die Elisabethdarstellung vom Sebastiansaltar (um 1516) von Hans Holbein d. Älteren gefunden, die sich jetzt in der Pinakothek München befindet. Virchow ist der erste gewesen, der auf Holbeins Bild Aussätzige entdeckte und damit den Grund legte für kunstgeschichtliche medizinische Forschungen in der Malerei, die er selbst durch die Veröffentlichungen im Jahre 1861 im Virchow-Archiv aktiv aufnahm. In der schwungvollen Zeichnung steht in hoheitsvoller Haltung die Heilige und bedeckt in der etwas flachen Komposition die ganze Bildfläche. In der Rechten hält sie in den Falten ihres Kleides ein Brot, in der Linken einen Weinkrug. Links hockt ein Knabe oder Jüngling mit einem Brot in der Hand, dessen Stirne, Wangen und Hals mit kleineren und größeren bräunlich gefärbten Knoten bedeckt sind. Man erkennt ganz vorne links das gebeugte unterhalb des Kniees verbundene Bein mit Knoten im oberen Bezirk. Rechts sitzt ein älterer kahlköpfiger Mann, der eine Schale zur Heiligen hin erhebt. Augenbrauen und Barthaare fehlen vollkommen, auf dem Kopf liegt ein größeres Pflaster. Im Gesicht, am Nacken, linken Arm sieht man Knoten, Flecken und geschwürige Veränderungen. Sein linkes Bein läßt nur in der Kniegegend eine vom Verband freie Stelle erkennen, an der auch bräunliche, in der Mitte graue Flecken zu sehen sind. Mit der rechten Hand, deren Daumen verstümmelt ist, stützt er sich auf dieses Bein. Die eigenartige Starre des Gesichtes läßt auf eine Infiltration schließen. Der rechts dahinter befindliche Mann weist üppigen Haarwuchs und kaum sichtbare Flecken im Gesicht auf, so daß nicht sicher eine ausgebildete Erkrankung anzunehmen ist. Zweifellos sind die beiden Kranken rechts und links Lepröse. Virchow hält die rechts befindliche Person für eine Frau, die einen Napf in der Hand hat; am linken Arm seien braunrote Flecken, durch die der Eiter sickert, am bloßen Knie seien leicht ausgehöhlte braunrote Flecken, auf dem Kopf befinde sich ein Stofflappen oder ein Pflaster. Die linke Person sei mit großen und kleinen braunen Flecken bedeckt. Von dem Bein im Vordergrund wisse man nicht, wem es gehöre. — Ohne Furcht sei hier ein wahrhaft fertiges Bild der Lepra gegeben, wie es in Deutschland gegen Ende des 13. Jhdts. und vielleicht in Augsburg geherrscht habe. Holbein sei bis

etwa 1500 in dieser Stadt geblieben, so daß es nicht unwahrscheinlich sei, daß er dort das Bild auch gemalt habe. Zu dieser Zeit habe es drei Leprahäuser in Augsburg gegeben, und es sei anzunehmen, daß Insassen dieser Anstalten ihm Modell gestanden hätten. — Meige führt zu der Beurteilung Virchows an, daß die Person rechts ein älterer Mann sei und das Mädchen links ein Kind oder eine Jugendliche in sitzender Stellung, und daß von Virchow nicht zu bestimmende Bein müsse dieser Person angehören. Im übrigen stimmt er aber der Lepradiagnose unbedingt zu; auch Richer, Holländer u. a. lassen keinen Zweifel daran aufkommen.

Eine Zeichnung von Hans Holbein d. Ä. im Museum in Basel bringt die hl. Elisabeth in hoheitsvoller Stellung in einer offenen Halle in Renaissancearchitektur. Links kniet in betender Stellung ein Ritter, rechts ein mit einem Lendenschurz dürftig bekleideter Kranker, der realistisch die typischen Symptome der Lepra aufweist. Das Haar des Vorderkopfes ist spärlich, der Nasenrücken eingesunken, im Gesicht, an Rumpf, Armen und linkem Bein sind kleinere und größere Knoten, der linke Fuß ist mit einem Tuch umwickelt, beide Unterschenkel verbunden, der rechte Fuß scheint zu fehlen.

Eine Reihe etwas schematischer Holzschnitte hat Burgkmair im Auftrage des Kaiser Maximilian I. für sein Buch: Die Heiligen des Hauses Österreich angefertigt. Diese Folge ist im Jahrbuch der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien Bd. 4 abgebildet. In dieser Holzschnittfolge findet sich eine einzige Darstellung der hl. Elisabeth, die im Begriff ist, an Arme und Kranke Wein und Brot zu verteilen. Von den rechts befindlichen drei Bettlern fällt uns der vordere knieende, mit der linken Schulter sich auf eine Krücke stützende Kranke auf, der mit dem eingesunkenen Nasenrücken, den Flecken im Gesicht, der knotig veränderten Oberlippe, den deformierten Fingern der linken Hand und den umwickelten beiden Unterschenkeln den Typ des Leprosen vertritt. Richer bestätigt diese Annahme; bei den Übrigen ist eine äußere Krankheitserscheinung nicht nachweisbar.

Von Philipp von Franckenberg stammt eine Sandsteinplatte aus dem Jahre 1542 in der Kirche des Landeshospitals zu Haina. Die stark mit Ölfarbe übermalte Tafel (Schmoll) zeigt uns neben dem fein ausgeführten hessischen Wappen links den Landgrafen, rechts zwischen dem ungarischen

Wappen und der Darstellung eines sagenhaften Vogels, dessen Bedeutung nicht klar ersichtlich ist, die hl. Elisabeth und auf einem kleinen Ruhebett einen Bedürftigen, der unzweideutig die Anzeichen des Aussatzes an sich trägt: das linke Bein ist mutiliert, das rechte scheint verbunden zu sein, auf dem abgemagerten Rumpf und dem rechten Arm ausgesprochene Lepraknoten, der Mund ist stark ulceriert, das entstellte und infiltrierte Gesicht verdient den Namen Facies leonina, wenn auch die Sattelnase nicht so deutlich erkennbar ist, weil die Eindellung durch ein gerade an der Nasenwurzel befindliches Geschwür überdeckt wird. Überaus interessant und wertvoll für den Erweis der Richtigkeit unserer Auffassung, daß mit Elisabeth dargestellte Kranke durchschnittlich Aussätzige sind, ist der oben rechts sichtbare „Sant Elysbeth Spruch“:

„Wer Hoffnung hat zu Gottes rich,
Der tu net dem Exempel glich,
Wie on gnat thet der reiche man,
Der unbarmherczlich leistan,
Lassarmen (Aussätzige) vor der thur voller schwern,
Drumb muß er nu, wie wol ungern,
Ewiglich leiden große qual,
In hollen glut: das nembt wert all.“

St. Martin gilt als einer der volkstümlichsten Heiligen und Schutzpatron für die Aussätzigen, und seine Verehrung war im frühen Mittelalter schon allgemein verbreitet. Wie bei der hl. Elisabeth finden wir auch ihn häufig dargestellt mit einem Krüppel, der unverkennbar die Zeichen des Aussatzes an sich trägt. — Geboren um 317 in Sabaria, diente er in seiner Jugend als Soldat in der römischen Reiterei und wurde später Bischof von Tours. Nach einem arbeitsreichen Leben erfolgte im Jahre 400 der Tod. — Zwei Legenden verschafften ihm den großen Ruf. Nach der einen habe ihn auf einem Ritt nach Amiens im kalten Winter ein halbnackter Bettler um Almosen gebeten und, da er nichts mehr besaß, habe er seinen Mantel mit dem Schwerte geteilt und die eine Hälfte dem Bettler gegeben. Die andere Legende berichtet, daß er im Jahre 384 einen Aussätzigen vor Paris wunderbar geheilt habe. Aus der Vermischung beider Legenden hat das Volk den Bettler als Aussätzigen erscheinen und St. Martin ihren Patron werden lassen. Durch die Schriften des Sulpicius Severus und des Gregor von Tours, die beliebte Erbauungsbücher der Zeit waren, wurde die allgemeine Verehrung stark

gefördert. (Lecoye de la Marche). — Seit dem Jahre 1000 finden wir ihn häufig als Reiter zu Pferde dargestellt, einem oder mehreren Krüppeln — meist Aussätzigen — ein Stück seines Mantels reichend. Seltener sind nach Künstle Einzelbilder als Bischof.

In der Galerie Donaueschingen befindet sich aus der ersten Hälfte des 16. Jhdts. von „Meister von Meßkirch" eine Martinsdarstellung als Bischof mit Stab und Mitra. Der Heilige verrät einen feinen sympathischen Gesichtsausdruck, der Güte und Strenge vereinigt. Zu seinen Füßen kniet der Donator, Graf von Zimbern, als Ritter, ernst und würdig in seiner Haltung. Links hockt ein überaus realistisch dargestellter Aussätziger mit der rechten Schulter auf eine Krücke aufgestützt, mit zahlreichen Knoten an beiden Armen, einem typischen Löwenantlitz und mutilierten Fingern beider Hände. Seine Beine sind nicht erkennbar.

In gleich krasser Darstellung finden wir zwei Bildwerke eines unbekannten Meisters um 1522 der oberrheinischen Schule, die im Colmarer Museum aufbewahrt werden. In einer leider verwaschenen Zeichnung sitzt zu Füßen des hl. Martin ein Bettler. Seine Krücke liegt vor ihm. Der kaum bedeckte Körper läßt eine Reihe von Geschwüren und Knoten, z. T. mit einer zentralen Eindellung und entzündlicher Umgebung sichtbar werden. An der linken Schulter ist ein deutlicher Abszeß, aus dem Eiter fließt. Das rechte Bein ist in der Kniegegend amputiert, die Muskulatur des Oberschenkels stark atrophisch. Der Vorderkopf ist unbehaart. Bei dem schlaffen Herunterhängen des linken Beines und Armes liegt eine Lähmung im Bereich des Möglichen. Ein Zweifel an der Diagnose Lepra besteht hier nicht. Fleurent bestätigt den Befund im selben Sinne.

Die andere Darstellung derselben Schule aus dem Jahre 1522 bringt uns den Aussätzigen in der Mantelteilungsszene mit fast abstoßend wirkender Charakterisierung und ebenfalls typischen Symptomen. Gesicht und Extremitäten sind mit Geschwüren und Knoten bedeckt, der emporgehaltene Arm und Handrücken ist ödematös geschwollen, der linke Mundwinkel ulceriert, am rechten Oberschenkel ein durch ein Pflaster wahrscheinlich verdecktes Geschwür, der linke Daumen mutiliert, um den rechten Unterschenkel liegt ein mit einer dicken Schnur umwickelter Verband.

Leonard Beck zeigt den hl. Martin als Bischof mit Mitra und Stab und Stifter, zur Rechten Christus als

Schmerzensmann in etwas kraftloser Gestaltung, dessen Mantel von Engeln gehalten wird. Die Darstellung befindet sich im Maximilianmuseum Augsburg und stammt aus dem Jahre 1520. Im Gegensatz zu den marklosen Gestalten ist der in der linken Ecke sitzende Lepröse sehr realistisch und exakt gezeichnet. Charakteristisch ist die Sattelnase, deutlich die kleinen Knoten an Brust, Armen und Beinen. Der schlaff herunterhängende rechte Arm ist atrophisch und sicher gelähmt. Beide Unterschenkel liegen in einem Verband, der rechte Fuß ist mutiliert. Es ist anzunehmen, daß Beck aus unmittelbarer Anschauung der Krankheit diesen Siechen gemalt hat.

Wie sehr dem Künstler die Martinsszene lag, zeigt ihre Darstellung auf der Mitra des hl. Martins im Mainzer Dom am Marienaltar aus dem Anfang des 16. Jhdts. Die von einem unbekannten Meister ausgeführte Plastik fesselt uns durch den fein ausgeprägten, lebenatmenden Kopf des Heiligen, eines alten im Leid geprüften Mannes, mit energischem Kinn, dessen Blicke schon im Jenseits zu ruhen scheinen. Auf der Mitra befindet sich der jugendliche Heilige zu Pferde, eben im Begriff, seinen Mantel zu teilen. Vor und hinter dem Pferde sehen wir einen Bettler, beide um Almosen bittend. Bei beiden sieht man wieder das typische Löwenantlitz, Knoten im Gesicht, die Finger der erhobenen Hände teilweise verstümmelt, bei dem Linken auch Knoten am rechten Bein. Mit dem rechten verbundenen Arm hält er die Krücke, bei dem anderen Bettler ruht das linke Bein, dessen Fuß und halber Unterschenkel fehlen, in der Kniegegend auf einer Gehstütze.

In der Sammlung Oertel befindet sich eine Martinsplastik von einem unbekannten schwäbischen Meister von etwa 1510. Die jugendliche etwas gedrungene Gestalt des Heiligen steht im Gegensatz zu dem alten abgehärmten Krüppel, dessen rechte Hand nach dem Mantel greift. Über dem linken Auge des Kranken ist deutlich ein Geschwür erkennbar, kleinere Knötchen befinden sich an Brust und linker Schulter, größere Flecken am rechten Unterschenkel. Der linke Unterschenkel ist bis zur Hälfte verstümmelt, der restliche Stumpf verdickt und verbunden. Der untere Teil des rechten Unterschenkels liegt ebenfalls im Verband. In der linken Hand hält er eine Gehstütze.

Aus der Werkstatt des Jörg Breu stammt eine in mehrfacher Hinsicht interessante Martinsdarstellung. Das

Bild befindet sich heute im St. Florianstift, Augsburg, und stammt aus dem Jahre 1510. Der Heilige ist zusammen mit St. Elisabeth und Katharina abgebildet; ganz eigenwillig ist die Zeichnung des hl. Martins, den man nur an dem für ihn zum Attribut gewordenen mantelteilenden Schwert erkennt. Der am Boden hockende Krüppel bietet mit den im Gesicht, an Brust und Armen deutlich gemachten Knoten und Flecken, dem mutilierten rechten Fuß und der Sattelnase das typische Bild des Leprakranken.

Den hl. Martin als Bischof, zusammen mit den Heiligen Vincenz, Paulus und Antonius zeigt das Altargemälde des linken Außenflügels in der Pfarrkirche zu Kalkar um 1500 von einem unbekannten Meister. Der Heilige reicht einem vor ihm knieenden Krüppel ein Geldstück. Außer der fast völligen Kahlköpfigkeit sehen wir an der linken Wange, am Kopf, in der Mundgegend und am erhobenen linken Arm kleine Knoten und Flecke. Die Füße fehlen, die Unterschenkel ruhen in Gehschienen. Mit der rechten Schulter stützt er sich auf eine Krücke. Die angeführten Symptome reichen auch nach der Ansicht von Grön, Meige und Richer zur Diagnose Lepra völlig aus.

Eine Gruppe von Georg Syrlin auf dem Hochaltar der Pfarrkirche zu Lorch vom Ende des 15. Jhdts. bringt den Heiligen als jugendliche Gestalt mit freundlichem Lächeln, seinen Mantel mit dem Schwerte teilend und dem Krüppel am Boden reichend. Bei diesem ist die Größe des Kopfes im Verhältnis zu der Gesamtgröße des Körpers auffallend. Gesicht und Vorderkopf sind unbehaart, der linke Arm erscheint verhältnismäßig dünn, der linke Fuß und Unterschenkel fehlen, der Stumpf ist umwickelt. Das linke Auge ist geschlossen und würde uns in Verbindung mit dem atrophischen linken Arm eine linksseitige Lähmung bestätigen; an der linken Wange und der Oberlippe, etwas undeutlich auch am linken Arm, kleinere und größere Knoten, die das Bild der Lepra vervollständigen. Unter der linken Schulter hält er die Krücke, die die Last des Körpers zu tragen scheint.

Die 1470 bis 1488 von Johann von Goch hergestellte Skulptur des hl. Martin im Dom zu Xanten mit Bischofsstab und Mitra zeigt eine edle Gestalt mit gut durchgearbeitetem Kopf und energischem Kinn. In der rechten Hand hält der Heilige ein Geldstück, das er im Begriff ist, in den hochgehaltenen Napf eines knieenden Krüppels zu legen. Gleiche Sorgfalt hat der Künstler dieser Bettlergestalt gewidmet und

keinen Zweifel aufkommen lassen, daß er einen Leprösen darzustellen beabsichtigte. Auffallend ist das Löwenantlitz, dazu kommen Knoten an den beiden Unterarmen, deren Blutgefäße deutlich herausspringen. Sein Körper ist abgemagert, beide Unterschenkel verstümmelt. Mit einer kräftigen Gehstütze hält er seinen Körper aufrecht.

Interessant ist eine kleine Martinsdarstellung auf der Mantelspange des Administrators Adalbert von Sachsen auf seinem Grabmal im Mainzer Dom von ca. 1485. Trotz der Kleinheit dieses Bildes sind die scharfen Züge des zu Pferde sitzenden Heiligen zu erkennen. In prachtvoller Gegensätzlichkeit ist die Facies leonina des hinter dem Pferde stehenden Aussätzigen gezeichnet. Das verstümmelte rechte Bein hält er emporgehoben, nur mit schwacher Kraft faßt er die Krücke unter der rechten Schulter mit dem atrophischen, mit Knoten besetzten rechten Arme, der in seiner Haltung eine Lähmung wahrscheinlich macht, Knoten zeigen auch das Gesicht und der linke Oberarm — der Unterarm ist nicht zu sehen —; an dem linken Bein sind keine Krankheitsspuren nachzuweisen.

Am Memorienportal des Mainzer Domes finden wir aus dem 15. Jhdt. eine Skulptur des hl. Martin in bürgerlicher Tracht und in etwas wenig männlicher Charakterisierung. Vor ihm hockt der kleine, bucklige, sicherer gekennzeichnete Lepröse. Mit der linken Schulter stützt er sich auf eine Krücke. Sein Gesicht ist bartlos, das Kopfhaar fehlt vollkommen, der Nasenrücken ist eingesunken, etwas unsicher sind Knoten im Gesicht. Der rechte Fuß ist mutiliert, der linke scheint abgebrochen. Die Finger der linken Hand sind verstümmelt, Knoten am linken Unterarm deutlich erkennbar. Der rechte Arm ist durch den Mantel des Heiligen verdeckt.

In fast gleicher Ausführung zeigt uns eine Skulptur den jugendlichen Heiligen in der Vorhalle des Ulmer Münsters von ca. 1420 eines unbekannten Meisters. Auch hier vermissen wir die männliche Zeichnung des Martin, der etwas schlaff und unbeholfen mit dem Schwerte seinen Mantel teilt. Um so realistischer ist die Darstellung des Krüppels zu seinen Füßen, der unverkennbar die Zeichen des Aussatzes an sich trägt. Mit einer peinlichen Genauigkeit ist das Löwenantlitz gezeichnet. Ebenso deutlich sind die Knoten an Stirn und Armen zu erkennen. Die linke Hand ist verstümmelt, beide Füße fehlen.

Auf dem Ratsfenster des Ulmer Münsters, eines der schönsten Glasgemälde der Zeit, das künstlerische Leistung mit handwerklicher Tüchtigkeit vereinigt, finden wir die Darstellung des hl. Martin zu Pferde, im Begriff, seinen Mantel mit einem vor ihm knieenden Bettler zu teilen. Dieser zeigt außer einer fast völligen Kahlköpfigkeit Flecken im Gesicht und an beiden Armen, mutilierte Finger an der linken Hand, Fehlen der Füße und verbundene Unterschenkel. Durch die Profilstellung des Kopfes ist der eingesunkene Nasenrücken erkenntlich gemacht. Unter der linken Schulter hält er die Gehstütze (Hans Wild, 1480).

Von Schongauer stammt ein Kupferstich mit dem hl. Martin in bürgerlicher Kleidung. Der abgemagerte, auf den Knieen liegende Bettler zeigt kaum Unterschiede in der Realistik der Darstellung gegenüber der zuletzt beschriebenen. Soweit sichtbar — der Mantel verdeckt einen Teil des Kopfes — fehlt das Haar des Vorderhauptes, die Augen liegen tief, Barthaare fehlen vollkommen, der Nasenrücken ist tief eingesunken, um den rechten Mundwinkel befinden sich kleine Knoten, die Unterlippe ist ulceriert, der rechte Unterarm knotig verdickt, die nach dem Mantel greifende Hand verdeckt. Beide Unterschenkel liegen im Verband, der linke Fuß scheint zu fehlen, das letzte Drittel des rechten Fußes ist ebenfalls nicht zu erkennen.

Die sehr feine Zeichnung des Meisters des Hausbuches aus dem späten 15. Jhdt. stellt in unbefangener Lebendigkeit die Martinsszene dar, mit dem Heiligen zu Pferde, im Begriff seinen Mantel zu zerschneiden. Ihm gegenüber wirkt die Figur des Bettlers derb und realistisch. Auf seinem Gesicht und am Kopfe erkennt man kleine Knoten, der rechte Mundwinkel ist ulceriert, das rechte Bein verdickt und ruht rechtwinklich im Knie auf einer Prothese. Der Unterschenkel ist verstümmelt, der Stumpf verbunden. Auch die Knöchelgegend des linken Fußes trägt einen eben sichtbaren Verband. Mit beiden Händen stützt er sich auf eine Krücke.

In der öffentlichen Kunstsammlung in Basel wird ein Gemälde des hl. Martin von einem Schüler des Konrad Witz, des Meisters vom Jahre 1445, aufbewahrt. In guter Komposition vereinigt sich die reiche Landschaftsdarstellung mit Häusern, Burgen, Kapelle und Stadtmauer mit den im Vordergrund befindlichen Personen. Scharf modelliert sind die Gesichter des hl. Martins und seines Begleiters, die beide zu Pferde sitzen. Sehr naturgetreu ist die Gestalt des kleinen

knieenden Bettlers, der fast alle Symptome der Lepra an sich trägt: Fehlen der Haare des Kopfes und des Gesichtes, eingesunkener Nasenrücken, Ulceration des linken Mundwinkels, Knoten an allen sichtbaren Körperstellen, Lähmung des kleinen Fingers der linken Hand, Verdrehung des rechten Fußes, wahrscheinlich Geschwüre an den Unterschenkeln. Meige kommt zu demselben Standpunkt und faßt das Ergebnis zusammen: «Tubercules, pustules, ulcérations, oedemes, amyotrophies, rétractions tendineuses, mutilations et dislocations: c'est plus qu'il n'en faut pour formuler le diagnostic de l'infirme que Conrad Witz a figuré dans son tableau. C'est un lépreux, et c'est même un des exemples les plus caracteristiques que nous ayons rencontrés sur les monuments de l'art.» Derselben Meinung sind Richer und Grön.

Im Besitz des Darmstädter Museums befindet sich eine Glasmalerei aus Partenheim aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit dem jugendlichen Martin zu Pferde. Er wendet sich einem am Boden knieenden Bettler zu und reicht ihm das durchtrennte Mantelstück. Das vom Künster wohl mit Absicht ins Profil gerückte Gesicht des Kranken läßt deutlich den eingesunkenen Nasenrücken und Flecken und kleine Knoten im Gesicht und am Hals erkennen. Beide Füße sind verstümmelt, mit einer gewissen Feinheit ist der zierliche Verband beider Unterschenkel gezeichnet, wie um den unangenehmen Eindruck zu nehmen; mit seinem linken Arm stützt er sich auf eine Krücke. Die Symptome reichen für die Annahme einer Lepra aus.

Von ca. 1430 stammt eine im Museum Joanneum, Graz, aufbewahrte Mitteltafel des Martins-Altares aus St. Kathrein in der Laming eines Steirischen Meisters. Vor einer kapellenartigen Architektur sitzt der hl. Martin zu Pferde und überreicht das abgeschnittene Stück seines Mantels einem hinter dem Pferde stehenden, auf eine Krücke sich stützenden, fast nackten Bettler. Sein Körper zeigt weit auseinanderstehende, schwarze kleine Punkte, an einzelnen Stellen der Brust sind kleine Knoten erkennbar, Gesichts- und Vorderhauptshaare und Augenbrauen fehlen, das rechte Bein ruht im Knie auf einer Prothese, der rechte Fuß ist amputiert. Vor dem Pferde hockt ein zweiter Bettler mit breiter Nase, ulcerierten Lippen, kleinen Knoten im Gesicht und an den Armen, an denen auch einzelne Flecken sichtbar sind (der Körper ist bekleidet); mit den Händen stützt er sich auf zwei Gehschemelchen, an den Unterschenkeln sind Gehschienen be-

festigt, beide Füße fehlen. Beide Kranken können eindeutig als Lepröse bezeichnet werden.

An Zahl geringer sind Lepradarstellungen mit anderen Heiligen. Eine der typischsten und eine eigene starke Realistik zeigende ist die Anrufung der hl. Anna Selbdritt von Nikolaus Manuel Deutsch im Besitz des Museums zu Basel von etwa 1500. Die Mutter Anna thront im oberen Teil des Gemäldes, zu ihren Füßen kniet Maria, und das Jesukind zeigt auf ein aufgeschlagenes Buch. Rechts unten sind die Stifter des Bildes vertreten, links sieht man vier Kranke. Bei den beiden ganz im Hintergrund und zum Teil verdeckten Hilfesuchenden sind lediglich Knoten im Gesicht erkennbar. Bei der vorne stehenden jungen blassen Frau sieht man am linken Unterarm einen großen unregelmäßigen Knoten, den sie durch Zurückstreifen ihres Ärmels kenntlich gemacht hat. Es ist anzunehmen, daß der Künstler ein Leprom als Anfangsstadium der Erkrankung zeigen wollte. Sonstige Krankheitszeichen sind bei dieser Frau nicht zu entdecken. Der daneben stehende Kranke ist dagegen mit einer fast brutalen Wirklichkeit typisiert, die in unserer Bilderreihe nicht ihresgleichen findet. Knoten und Geschwüre sieht man an allen Körperstellen, das Gesicht spiegelt den ganzen seelischen Schmerz wieder. Stirn und Augenbrauengegend zeigen Auftreibungen, auffallend ist die Abmagerung des Körpers, der atrophische rechte Arm und der verbundene linke werden in einer um den Hals geschlungenen Binde getragen, das linke Bein ist elephantiastisch verdickt und im Fuß mutiliert, der sicher ebenfalls geschwürig veränderte linke Oberschenkel verbunden; damit sind wirklich alle üblichen Symptome vereinigt, die der Künstler zu sehen Gelegenheit gehabt haben mußte. Holländer nimmt an, daß hier das Endstadium der Krankheit gezeichnet werden sollte.

In Verbindung mit dem hl. Zosimus und der hl. Barbara stellt der Meister der Mindelheimer Sippe einen Aussätzigen auf einer im Germanischen Museum in Nürnberg befindlichen Plastik aus dem Jahre 1520 dar. Fast überreich ist die Gewandung beider Heiligen und scharf dazu im Gegensatz das Kleid des Bettlers, dem der hl. Zosimus ein Geldstück reicht. Auf beiden Krücken sich haltend, erhebt der Kranke mühsam den fast kahlen Kopf bittend zum Heiligen empor. Unter dem rechten Auge ist ein Knoten deutlich sichtbar, mehrere solcher befinden sich am rechten Ober- und Unter-

arm. Der linke Arm ist durch die Gewandung der hl. Barbara verdeckt. Durch einen wohl absichtlich gezeichneten Riß des Bettlerkleides kommen auf der Brust Knoten zum Vorschein. Der nur sichtbare rechte Unterschenkel ist umwickelt, der rechte Fuß mutiliert.

In dem schon erwähnten Buche Burgkmair's: „Die Heiligen des Hauses Österreich" finden sich noch eine Reihe etwas schematisch ausgeführter Holzschnitte, bei denen vorausgenommen werden darf, daß es sich bei den Krankendarstellungen auch nach der Ansicht von Richer um Lepröse handelt. Als Zeichen des Aussatzes hat Burgkmair meist Flecken, Knoten, Lähmungen, Kontrakturen und Mutilationen vereinigt. Ein Holzschnitt zeigt den König Eduard, den Bekenner von England, der 1066 starb und 1161 heilig gesprochen wurde. Er nähert sich einer auf einem Wägelchen herbeigebrachten Kranken, wahrscheinlich um sie zu heilen. Als Zeichen seiner Königswürde trägt er das Zepter in der rechten Hand, die Krone auf dem Haupte und als Zeichen seiner Heiligkeit einen großen Nimbus. Die Kranke ist im Gesicht und an den sichtbaren Körperstellen mit Ausnahme des linken Fußes übersät mit runden Flecken. Der linke Arm ruht auf einer Krücke, mit der er mit Tüchern fest verbunden ist, die Hand hängt in Beugestellung mit Kontrakturen der Finger schlaff herunter; rechtes Bein und rechter Arm sind nicht zu sehen. Der Umstand, daß sie auf einem Wagen gefahren werden muß und ihre sitzende Stellung im Angesichte des Heiligen beibehält, spricht für die Lähmung beider Beine. Es ist also hier eine Lepra mixta sicher anzunehmen.

In einem weiteren Holzschnitt finden wir vor einer Kirche im Mittelpunkt des Bildes den König Edmund von England (König der Ostangeln — 855 bis 870 —) mit einem Heiligenschein, in der linken Hand den Herrscherstab, am Boden sein Schwert liegend. Er schreitet auf einen links auf einem Stein sitzenden und auf zwei Krücken sich stützenden Kranken zu, um ihm ein Geldstück in die erhobene linke Hand zu legen. Außer einem Verbande hat der Kopf nichts Krankhaftes. An Brust und am linken Bein, das stark atrophisch und sicher gelähmt ist, sieht man rundliche Flecken, der rechte Unterschenkel ist verbunden. Die emporgehobene linke Hand muß durch die Eigenart ihrer Haltung und durch die handflächenwärts gebeugte Fingerstellung als Folge einer Lähmung angesehen werden. Nehmen

wir die Symptome Lähmungen, Atrophien, Kontrakturen und Ausschlag zusammen, dann ist auch hier die Diagnose Lepra mixta gesichert.

Das nächste Bild stellt den hl. Wandrillus in der Unterweisung eines Leprösen dar. Dieser sitzt ebenfalls in einem kleinen Wagen, Gesicht, Arm, Rumpf sind mit Flecken bedeckt. Die Arme sind atrophisch und hängen schlaff als Zeichen ihrer Lähmung herunter. Die Hände zeigen ausgesprochene Kontrakturstellung, die Füße fehlen, die verstümmelten Unterschenkel sind umwickelt.

Ein weiteres Bild bringt die selige Adelheid betend vor einem Kruzifix. Rechts befinden sich Bettler und Kranke, denen eine Frau aus einem Korbe Brote verteilt. An den ganz im Hintergrund befindlichen erkennt man lediglich zwei Flecken im Gesicht, der vordere Bettler stützt sich auf eine Krücke, zeigt aber keine sonstigen Krankheitserscheinungen. Auch der neben ihm befindliche hat äußerlich nichts Krankhaftes. Der auf der Erde sitzende Kranke hat den Kopf zum Teil verdeckt, das linke Auge fast geschlossen, das Gesicht ist geschwollen, der linke Mundwinkel hängt herunter. An Armen und Beinen sieht man einen fleckigen Ausschlag, die Lippen sind ulceriert, das linke Bein ist atrophisch und in einer schlaffen Haltung, ebenso liegt der linke Arm ohne jede Spannung auf ihren Knieen. Der linke Unterschenkel ist umwickelt.

Auf dem nächsten Bilde steht der hl. Adelard, Abt von Corbie, auf einem großen Platz vor einer Kirche mit einem großen Korb Brot und einem kleineren Korb mit Fischen und verteilt Gaben an Arme und Kranke. Rechts hängt an einem Baume das Kaiserwappen zum Zeichen seiner Zugehörigkeit zum österreichischen Herrscherhause. Links vorne hockt ein Leproser auf der Erde, die Krücke neben sich und zeigt auf der Brust größere Flecke, den rechten Arm atrophisch und gelähmt und schlaff herunterhängend. Das rechte Bein mit umwickeltem Unterschenkel steht ebenso wie die Zehen in starker Beugestellung. An dem hinter ihm stehenden Manne sieht man nichts Krankhaftes. Rechts befinden sich ebenfalls zwei Bettler, von denen der Zurückstehende keine Krankheitssymptome aufweist; bei dem vorderen fehlt zwar der linke Fuß und die Unterschenkel sind umwickelt, diese Zeichen reichen aber nicht aus, um ihn als Leprösen aufzufassen.

Ein anderer Holzschnitt zeigt die hl. Ida, wieder auf einem Platz vor der Kirche mit dem links an einem Baum befindlichen Wappen, die aus einem Beutel Geldstücke in den Napf eines Kranken legt. Links ein anscheinend gesunder Mann, der auf sie zueilt, um noch etwas von der Gabe mitzubekommen. Rechts steht in gebückter Stellung ein charakteristisch aussehender Aussätziger, der an allen sichtbaren Hautstellen (Gesicht, rechter Hand, linkem Unterarm, rechtem Oberschenkel und beiden Füßen) Flecken aufweist. Er stützt sich mit zwei Krücken, das linke Bein ist leicht gebeugt und stellt eine ausgesprochene Spitzfußstellung dar, etwas schlaff ist die Haltung des linken Armes. Bei dem am Boden sitzenden sieht man ein stark verdrehtes linkes Bein, das er mit der rechten Hand festhält, sonst weist er aber nichts Pathologisches auf. Ganz rechts ein anscheinend gesundes Kind.

In dieser Bildfolge sehen wir auf einem Holzschnitt die hl. Veronika bei der Pflege einer aussätzigen Frau. Aus einem Gefäß gießt die Heilige Wasser auf die linke Hand der Kranken. Mit einem Tuch ist der Kopf fast vollständig umwickelt, die freigelassenen Gesichtspartien und die Handrücken der Leprösen sind mit Flecken bedeckt, die Oberlippe ist ulceriert, das rechte Bein wird ohne Spannung und leicht gebeugt gehalten. Der nur im unteren Teil sichtbare rechte Unterschenkel ist verbunden, auf ihrem Schoße liegt der Gehstock. Aus der Haltung des rechten Beines dürfte auf eine Lähmung zu schließen sein.

In einem schmalen Raume mit dem Kaiserwappen an der linken Wand wird die hl. Äbtissin Segouline dargestellt, wie sie in einem Holzfaß einen am ganzen Körper mit Flecken und Knoten übersäten Kranken badet. Seine rechte Hand zeigt angedeutet die uns bei den Burgkmairzeichnungen häufig begegnete Kontrakturstellung. Aus den neben ihm liegenden Krücken muß geschlossen werden, daß er gelähmt ist oder aber Verstümmelungen eines oder beider Beine aufweist. Auch hier handelt es sich wieder um eine charakteristische Lepradarstellung. Im Vordergrund liegt auf der Erde eine Krone zum Zeichen der königlichen Abstammung der Äbtissin.

Das letzte Bild stellt die hl. Hedwig dar, die in einem Krankensaal aus einem Korbe einem der Insassen ein Brot reicht. Dieser rechts auf einer Steinbank sitzende Kranke stützt sich im Sitzen auf eine unter der linken Schulter ge-

haltene Krücke. Der linke Fuß scheint verstümmelt, in der Knöchelgegend liegt ein Verband; das rechte Bein ist im unteren Teil stark atrophisch, in der Wadengegend liegt ein Pflaster. Eigenartig ist wieder die Stellung der Finger der rechten Hand, die auf eine Lähmung schließen läßt. Etwas undeutlicher kommen Knoten auf der entblößten Brust zum Vorschein. Nach diesem Befunde muß man den Krüppel für einen Aussätzigen halten. Hinter diesem Kranken sieht man einen an einem Pfeiler gefesselten Geisteskranken. Im Hintergrund mehrere bettlägerige Kranke, links vorne einen Mann und eine Frau, die aber alle ohne sicher deutbare Krankheitssymptome sind.

Von den zahlreichen Siegeln der Städte und Leproserien mußte eine Reihe für die vorliegende Arbeit ausgeschieden werden, da durch ihre Abnutzung die Deutung außerordentlich erschwert wurde. — Das älteste Siegel besitzt die Stadt Säckingen aus dem 13. Jahrh. Man sieht einen Mann mit Schüssel, Tasche und Krückstock, mit einem stumpfsinnigen Gesichtsausdruck, verbreiteter Nase und eingesunkenem Nasenrücken. An Stirn, Wange und rechtem Bein sind Knoten, rechts hat er eine Klumphand. Trotz der Abnutzung ist die Erklärung durchaus nicht schwierig. Es handelt sich um einen Leprösen, welche Annahme auch durch B a a d e r bestätigt wird.

Die ähnliche Darstellung des Leprösen zeigt ein Siegel aus dem Jahre 1249 aus dem Rheinischen Museum in Köln, das als Siegel des Leprosenhauses Köln-Melaten zu betrachten ist. Die Umschrift lautet: Sigillum Leprosorum Coloniensium. Es stellt die Szene des reichen Prassers, der an einer üppigen Tafel speist, und des vor der Türe stehenden Lazarus dar. Neben dem Reichen befindet sich die Inschrift: Dives. Bittend erhebt der Arme seinen mit Knoten bedeckten Arm zum Prasser empor, in der Linken hält er den Krückstock, über seiner Schulter trägt er eine Tasche. An beiden Beinen sieht man große Knoten und Geschwüre, die ein Hund beleckt, die Nase erscheint ulceriert, über ihm kommt die segnende Hand Gottes zum Vorschein.

Ein Siegel aus dem Anfang des 16. Jahrhs., das aus Messing besteht und sich im Besitz des historischen Museums in St. Gallen befindet, trägt die Umschrift: Sigillum leprosorum aput Sanctum Gallum. Nach M a r t i n kommt ein Abdruck an einer Urkunde von 1562 vor, nach seiner Ansicht

müsse die Anfertigung des Stempels entsprechend der Art der Buchstaben der Umschrift in den Anfang des 16. Jahrhdts. gelegt werden. In charakteristischer Weise zeigt der darauf abgebildete Kranke die tuberöse Form der Lepra. Nase und Oberlippe sind ulceriert, im Gesicht und an der linken Schulter deutliche Knoten, in der einen Hand hält er den üblichen Napf zum Betteln, in der anderen eine Klapper.

Ein weiteres Siegel aus dem Jahre 1582 im Besitz des Rheinischen Museums, Köln, von der Leproserie Köln-Melaten stammend, hat die Umschrift: S i g i l l u m L e p r o s o r u m E x t r a M u r o s C i v i t a t e s C o l o n i e n s. Wie das eben beschriebene Kölner Leprosensiegel stellt es den in seinem Hause sitzenden reichen Prasser und den davor bettelnden aussätzigen Lazarus dar. An Händen und Beinen finden sich Knoten, der Nasenrücken ist eingesunken, das linke Bein verdickt, in der linken Hand hält er einen Krückstock. Das Rücksiegel zeigt eine Siechenklapper und hat die Umschrift: B e n e f i c i o S e n a t u s C o l o n i e n s i s.

Von den Profandarstellungen bringen wir als früheste eine Aussätzigenzeichnung in dem schon früher erwähnten Hortus deliciarum der Äbtissin Herrard von Landsperg aus dem 12. Jahrh. Etwas linkisch und wenig naturalistisch finden wir die Wiedergabe eines nur mit einem Lendentuch bekleideten Kranken, dessen Ausschlag am ganzen Körper — mit Punkten und Strichen gekennzeichnet — die Fleckform des Aussatzes andeuten soll.

Ein Massenbild von Leprakranken bietet uns ein Holzschnitt des Kupferstichkabinets Nürnberg aus dem Jahre 1493 von einem unbekannten Meister. Das Bild setzt sich aus drei Szenen zusammen. In der oberen erkennt man einen predigenden Mönch, der erhöht auf einer Kanzel steht; um ihn herum Aussätzige. In der Mitte steht links ein Wagen, angefüllt mit Liebesgaben; daneben sitzt ein Priester, ein Tuch vor dem Gesicht, der einem Leprösen die Beichte abnimmt. Rechts wird vor einem Altar Kranken das Abendmahl gereicht. In der unteren Szene sind die Kranken beim Gastmahl. Es erübrigt sich, jeden einzelnen dieser Siechen zu beschreiben. Fast alle sind sie durch die Klapper, die sie in der Hand oder am Gurt tragen, kenntlich gemacht. Eine Reihe zeichnet sich durch mit Flecken behaftete Gesichter, Ulcerationen der Lippen und Nase, Runzeln der Gesichtshaut, Sattelnasen und verbundene Köpfe aus. Diese Umstände sichern die Diagnose Lepra. In seiner Beschreibung bestätigt

Richer diese Annahme: «. . . tous ces malades sont des lépreux. La cliquette, qu'ils portent le démontre très clairement. Mais il est encore d'autres signes, qui nous intéressent davantage. Sans entrer dans une déscription dont nous dispense la reproduction que nous donnons ici, on voit, surtout sur la face des malades, les marques indéniables du fléau. L'un a toute la partie inférieure du visage couverte par des liinges; un autre, probablement trop gravement atteint, a la tête entièrement voilée. Enfin, sur le plus grand nombre, il nous est difficile de ne pas voir, dans les traits ravagés de leur visage, dans l'hypertrophie ou l'atrophie de certaines parties de la face, du nez en particulier, autre chose qu'une marque d'archaïsme, c'est-a-dire l'intention évidente de la figuration réaliste du mal.»

In dem von Hans von Gersdorf geschriebenen „Feldtbuch der Wundartzeney", das 1517 zum ersten Male in Straßburg erschien, ist die interessante Darstellung der „Besehung der ußsetzigen". — Die Straßburger Ordnung aus dem 15. Jahrh. forderte für die Untersuchung vier Beseher, wovon zwei Ärzte und zwei Scherer sein mußten. Zum Verständnis des Bildes sind einige kurze Angaben notwendig. Die Beschauer waren eidlich verpflichtet, das Wasser zu untersuchen und zur Untersuchung des Blutes den Kranken zur Ader zu lassen. Der frühere Aussatzschauer und spätere Arzt Schopff gibt genaue Richtlinien für die Kontrolle des Blutes. Drei Proben könnten angestellt werden. Wird der Aussätzige zur Ader gelassen, soll man neben dem „Schärbeckin zwey kleyne Messine Geschirrlein oder Scutellen" bereit stellen, in das eine wird Salz gelegt und das Blut darüber laufen lassen; wenn das Blut nicht zergehen würde, bedeute das Aussatz. Für die zweite Probe nehme man frisches Brunnenwasser, gieße es zu dem Blut in dem anderen Gefäß und beobachte, ob sich das Blut nicht mit dem Wasser mische; in dem Falle sei der Mensch unrein. Dasselbe sei der Fall, wenn man zu dem Blute Essig geben würde und eine Mischung nicht eintrete. Bei der dritten Probe müsse man das Blut durch ein leinen Tüchlein laufen lassen; fände man darin Körnchen wie Sand, so habe der Kranke Aussatz. Diese drei Proben sehen wir auf unserer Darstellung veranschaulicht. Der Mann in der Mitte des Bildes zeigt an Kopf, Brust, Unterschenkel und Füßen Knoten und Geschwüre, die linke Hand und die zugehörigen Finger sind verbunden; der Arzt rechts hat das Uringlas mit dem zu untersuchenden Wasser

in der Hand, der Scherer links ist mit dem Durchseien des frischen Blutes beschäftigt. Der Beschauer in der Mitte zeigt mit dem Ausdruck unbedingter Sicherheit auf das Geschwür an der Stirn des Unglücklichen hin, als das untrügliche Zeichen der Krankheit. Über der Darstellung stehen die Verse:

„Blaet, harn, knoll. drußen, glyder fuel,
s otams (des Atems) gestanck, vn zeychen vil,
Fur war' red ich, die zeygen an,
Dz dißer sey ein maltzig man."

Fast dieselbe Darstellung mit einer Umstellung der Personen findet sich in „Johann Dryander's Artzeneispiegel", der 1547 in Frankfurt erschien. In der Mitte sitzt der Kranke auf einem Stuhl, zeigt einige Knoten im Gesicht und auf dem linken Handrücken; wieder weist der Arzt zur Rechten auf einen Knoten am Kopfe hin, gleichzeitig das Uringlas kontrollierend. Rechts sieht man den Scherer mit den Blutproben beschäftigt. Das Bild trägt die Inschrift: Von Aussetzigkeyt.

Die folgenden Darstellungen zeigen die diagnostischen Schwierigkeiten bei der Beurteilung der Krankheitssymptome. Einige Erscheinungen weisen auf die Annahme Aussatz hin, sind aber nicht charakteristisch genug, daß man mit gutem Recht die Diagnose Lepra aussprechen könnte. Es ist sicher ein großer Irrtum, jeden irgendwie Verstümmelten als Aussätzigen zu betrachten. Ohne Zweifel fanden sich unter den Bettlern der Landstraße im Mittelalter auch durch Feldzüge Verstümmelte oder durch Operation Amputierte. Bei den folgenden Beschreibungen wird daher die Diagnose offen bleiben müssen.

Eine solche Darstellung finden wir in der sogenannten Manesseschen Handschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhs. Links steht unter einem Baldachin ein Ritter, der eine Reihe von Gebrechlichen empfängt, in der Mitte oben sein Wappen. Die Krankheitsbilder erscheinen nicht eindeutig; bei dem ersten erkennen wir Kahlköpfigkeit am vorderen Teile des Kopfes, die rechte Hand ist gelähmt, das linke Bein atrophisch, unter dem linken Arm hält er eine Krücke; die zweite Kranke stellt offenbar eine Blinde dar, ihre Augen sind geschlossen, unsicher tastet sie sich, ihren Stock in der linken Hand, zum Ritter hin, den vor ihr stehenden Bettler am Mantel haltend. Am Boden kauert eine Frau mit sicher

gelähmten Beinen, die ihre Hände auf zwei Handschemelchen aufstützt; der zweitletzte Mann rechts, ebenfalls kahlköpfig, zeigt Geschwüre auf Kopf und Wange; vor ihm ein auf Krücken sich stützender Mann mit entblößtem Oberkörper und Flecken im Gesicht und am Rumpf. Die Übrigen sind ohne deutliche Kennzeichen ihrer Gebrechen. Bei den Beschriebenen, mit Ausnahme der blinden Frau, lassen die aufgezeigten Symptome jegliche Diagnose offen.

Auf der im Wallraf-Richartz-Museum in Köln befindlichen Verherrlichung Mariä von dem nach diesem Bild benannten Meister reicht der als Bischof mit Stab und Mitra in der unteren Ecke rechts dargestellte hl. Medard im reichen Ornat einem Bettler Almosen. Dieser kniet in zerrissener Kleidung zu seinen Füßen, die linke Schulter auf eine Krücke aufgestützt, das Gesicht stark nach rechts gewandt. Der Kopf ist völlig behaart, an der Stirne, im Nacken, am linken Arm und Bein sind anscheinend kleine Knoten, die aber nicht sicher zu erkennen sind. Beide Füße sind mutiliert, die Unterschenkel geschient und verbunden. Die Erscheinungen sind für die Annahme einer Lepra nicht hinreichend. M e i g e nimmt die Möglichkeit eines traumatischen Ursprungs an und schaltet eine Krankheit aus.

Von einem unbekannten Meister stammt die Mantelteilungsszene mit dem hl. Martin am Martinsaltar im Dom zu Xanten von ca. 1478. Zu Füßen des Heiligen sieht man knieend die kleine Bettlergestalt, die sich mit der linken Schulter auf eine kurze Krücke stützt. Auffallend im Verhältnis zu der Körpergröße ist der umfangreiche Kopf. Sein Gewand ist zerrissen, mit der rechten Hand empfängt er das eben durchtrennte Gewand. Der Kopf zeigt nur geringe Behaarung, das Gesicht ist bartlos, unsicher sind knotige Veränderungen auf der rechten Wange. Beide Füße und das untere Drittel beider Unterschenkel fehlen, die Stümpfe liegen in Schienen. Keine Flecken, Lähmungen und sichere Knoten sind vorhanden. Wir müssen bei den geringen Merkmalen die Diagnose offen lassen.

In St. Jakobi in Hamburg ist am Maleraltar ein Flügelbild von Heinrich Bornemann erhalten mit der Schilderung der Emmausszene. Das in der Zeichnung eindringliche Bild bietet eine weite Landschaftsperspektive. In angefüllter Vorderfläche sehen wir Haupt- und Nebenpersonen gleichwertig nebeneinander, und so lenkt der im Vordergrund befindliche Kranke die Blicke des Beschauers auf sich. Im

Winkel eines Hauses, in dem Christus mit einigen Männern zu Gaste sitzt, kauert der Bejammernswerte; sein Kopf ist verbunden, Gesicht, Arme und rechtes Bein fleckig verändert, die Augen sind weit geöffnet, das Gesicht gibt den körperlichen Schmerz wieder, der sicher durch ein Geschwür am rechten Arm hervorgerufen wird, den er vorsichtig mit der linken Hand in eine entspannte Lage bringt. Das rechte Bein ist etwas verdickt, der mit Tüchern umwickelte Fuß ruht erhöht auf einem Schemel. Trotz einiger hinweisender Symptome kann das Krankheitsbild nicht als eindeutig gelten. Der lebhafte Schmerzausdruck im Gesicht, das große peinigende Geschwür am Arm sprechen eher für eine akut verlaufende Krankheit, die wegen des Fehlens sonstiger Zeichen und Begleitumstände nicht gestellt werden kann. — Im Hintergrund des Bildes findet man die Jünger eifrig im Gespräch.

Eine hervorragende Plastik aus dem Jahre 1410 befindet sich am Memorienportal in Mainz, die die hl. Elisabeth mit überaus feiner, weicher Linienführung und einer belebten Form ihres Gewandes und der hemdartigen Kleidung, die der Bettler im Begriff ist, sich überzuwerfen, darstellt. Das fein modellierte, madonnenähnliche Gesicht der Heiligen steht im betonten Gegensatz zu dem häßlichen, greisenhaften Antlitz (Facies lionina?) des knabenhaften Bettlers zu ihren Füßen. Auffallend ist bei ihm der etwas aufgetriebene Bauch bei der sonstigen Abmagerung des Körpers. Nicht mit Sicherheit können an der linken Schläfe Knoten angenommen werden. An den Extremitäten ist nichts Besonderes zu erkennen. Hier gilt dieselbe Feststellung, daß die angeführten Symptome die Diagnose Lepra nicht gestatten.

In der Hardenrathkapelle in St. Maria im Kapitol in Köln ist eine Malerei aus dem Ende des 15. Jahrhs. mit gut erhaltenen Einzelheiten vorhanden, die den hl. Martin auf einem weißen Schimmel sitzend und drei Bettler zu seinen Füßen darstellt. Der in der Mitte befindliche Hilfesuchende, der gerade den abgeschnittenen Mantel mit der rechten Hand erfaßt, hat beide Füße amputiert. Die Unterschenkel liegen in Schienen, der rechte Arm scheint etwas atrophisch zu sein, der Vorderkopf ist wenig behaart; sonst weist der fast vollständig bekleidete Mann auch bei genauester Betrachtung nichts Krankhaftes auf; hier muß die Diagnose offen bleiben. Bei dem rechts stehenden ebenfalls völlig bekleideten Hilfesuchenden, der sich auf zwei Krücken stützt und dessen linkes

Bein in leichter Beugung und der entsprechende Fuß in Spitzfußstellung steht, kann außer einem geschienten rechten Unterschenkel und kahlem Vorderkopf (ein Fehlen des rechten Fußes ist nicht erkennbar) kein weiteres Zeichen für Lepra festgestellt werden. Bei dem dritten dahinterstehenden Manne, der sich auf den vorderen Bettler leicht aufstützt, sehen wir außer dem linksseitig geschlossenem Auge garnichts von einem Krankheitszeichen. Seine unsichere Art und tastende Haltung mögen ihn vielleicht zu einem Blinden stempeln.

Die St. Martinsdarstellung als Wandgemälde in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel, von C l e m e n um die Wende des 15. Jahrhs. datiert (urkundliches Material fehlt), hat mehrere Übermalungen, besonders im Jahre 1845 und 1910 durchgemacht und Veränderungen in Aufbau und Komposition erlitten. Die Figurengrößen seien zum Teil verlöscht und nur mit Umrissen überzogen gewesen. (C l e m e n). Diese Momente müssen bei der Diagnosenstellung der beiden vor und hinter dem Pferd des Heiligen stehenden Kranken berücksichtigt werden, so daß die jetzt vorhandenen Symptome (bei dem linken Manne verstümmelte rechte Hand, verbundener Unterarmstumpf, Schwellung beider Kniee, bei dem rechten Bettler Knoten am Rumpf und an den unteren Extremitäten, wahrscheinliches Fehlen des linken Fußes, Verband des linken Unterschenkels und des rechten Fußes) mit Vorsicht gewertet werden müssen. Ich möchte auch hier die Diagnose offen lassen.

Von einem unbekannten Meister stammt ein Bild des hl. Martins und seiner Wundertaten aus dem Jahre 1500 im Wallraf-Richartzmuseum in Köln. Im oberen Teil des Bildes schwebt Gott Vater, im Hintergrunde zeigt das Werk einige Szenen aus dem Leben des Heiligen. Im Vordergrund steht St. Martin als Bischof und reicht einem Bettler zu seinen Füßen ein Geldstück. Außer Flecken auf der Wange bietet das Gesicht keine krankhaften Erscheinungen. Sehr undeutlich sind kleine Knoten am Hals und am rechten Arm, mit dem er sich auf eine Krücke stützt. Das rechte Bein steht in starker Beugestellung, eine Mutilation ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Diese Merkmale sind für die Auffassung des Hilfesuchenden als Leprösen nicht hinreichend. Im Hintergrund sieht man links die Mantelteilungsszene, mit einem Bettler, dessen Beine verbunden und geschient, die Füße

mutiliert sind. Bei der Kleinheit der Darstellung mag aber eine nähere Diagnose offen bleiben.

In dem Werk: „Das Buch Schimpf und Ernst", Straßburg 1539 von Pauli sehen wir eine Zeichnung, die die Mildtätigkeit der „klosterlüt" zeigen soll. Rechts steht vor dem Hause eine Klosterfrau mit einem Korb voll Brot und reicht eines einem am Boden halb Knieenden Bettler, der sich mit dem linken Arme auf eine kurze Krücke stützt. Sein Kopf ist unbehaart, an der Stirne weist er einen rundlichen Knoten auf, ein Teil des rechten Fußes fehlt, der Unterschenkel liegt verbunden in einer Schiene. Die Erscheinungen sind zu gering, um ihn als Leprakranken aufzufassen, auch findet man in dem betreffenden Kapitel keinerlei Hinweise. Hinter ihm eilt ein zweiter Bedürftiger hinzu, ein neben dem Bettler befindlicher Mann scheint bei der Austeilung des Brotes zu helfen; jedenfalls bieten die beiden letzteren äußerlich nichts Krankhaftes.

In zeitgenössischer Kleidung mit reichem Faltenwurf erkennen wir auf dem Antoniusaltar in Kempen von 1540 eine Gruppe von hilfesuchenden Männern und Frauen, denen der hl. Antonius aus einem vor ihm stehenden Geldsack und einem kleinen Beutel Münzen austeilt. Als einzig uns interessierenden Kranken finden wir einen Mann im Vordergrund zur Rechten des Heiligen, mit einer Schale in der Hand, mit fehlendem Vorderhaar und bartlosem Gesicht; die Nase ist wie weggenagt, auf dem Kopf ein größeres Pflaster; mit dem linken Arm stützt er sich leicht auf eine Krücke, seine Unterschenkel sind im mittleren Abschnitt verbunden, am rechten Unterarm sieht man ebenfalls ein Pflaster, das wohl ein Geschwür verdecken soll. Es muß auch hier, wo nur die Ulceration der Nase und evtl. Geschwüre für Lepra sprechen, bei dem Fehlen sonstiger Zeichen die Diagnose offen bleiben. Der ihm gegenüberstehende Mann hält eine Klapper in der Hand, weist aber gar keine Krankheitserscheinungen auf. Die übrigen mit maskenhaften Gesichtern dargestellten Personen sind anscheinend gesund.

Ebenso unsicher ist die Diagnose auf dem Elisabethgemälde aus der Kölner Schule von ca. 1400, das sich im Besitz der Staatlichen Galerie Berlin befindet. Bei der Kleinheit der Bettlergestalt, der die Heilige ein Gewand reicht, können Hauterscheinungen nicht mit Sicherheit angenommen werden. Die einzigen Symptome sind die Kahlköpfigkeit der Vorderhauptgegend, der leicht ulcerierte linke Mundwinkel,

das möglicherweise auch zufällig halbgeschlossene linke Auge und das Fehlen beider Füße. Bei diesen vom Künstler nur angedeuteten Krankheitsäußerungen wird allenfalls nur die Tradition, die hl. Elisabeth mit Leprösen darzustellen, ausschlaggebend sein können, daß es sich auch hier um einen Aussätzigen handeln könnte. So entscheidet sich auch Richer: «Suivant la tradition, cet infirme doit être un lépreux, bien qu'en l'absence de signes nettement caractéristiques il nous soit impossible de l'affirmer.» Dennoch hält er die Diagnose für gewagt und fügt seiner Beschreibung hinzu: «Mais la perte des pieds peut être accidentelle, l'alopécie peut dépendre d'une affection cutanée comme la teigne ou la pelade, de telle sorte que notre diagnostic reste forcément en suspens.» Meige, der erste Beobachter und Beschreiber dieser Bettlergestalt, bemerkt: «. . . si l'on se rapporte a la tradition, on peut voir dans ce personnage une figuration de lépreux, d'ailleurs peu caractéristique.» Auch Grön entscheidet sich in diesem Sinne. Trotzdem scheint mir eine sichere Diagnosenstellung nicht möglich.

Die prachtvolle Skulptur von der Hand Riemenschneiders in der Kirche in Münnerstadt vom Jahre 1492 mit lebendigem Faltenwurf des Gewandes der hl. Elisabeth mit Kanne und Brot zeigt ihr zu Füßen den mit wenig Merkmalen der Lepra ausgestatteten Bettler. Mit der rechten Hand stützt er sich schlaff auf eine Krücke, die Linke hält er ausgestreckt nach dem Brote. Die Deutung ist schwierig, wenn nicht unmöglich; erschwert wird auch die Klärung durch die Kleinheit der Gestalt des Krüppels. Als wenige Symptome sind die einseitige Kahlköpfigkeit, der starre Blick, das Fehlen des linken Fußes geschildert, die aber für die uns hier beschäftigende Krankheit nicht ausreichen.

Vom Meister der heiligen Sippe stammt ein im Wallraf-Richartzmuseum in Köln befindliches interessantes Sippenbild aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. Mit einer reichen Landschaft als Hintergrund fällt es in der Art der Darstellung des Bettlers ebenso wie das folgende Bild aus der Reihe der bisher besprochenen Werke heraus. Das „Häßliche" in der Darstellung des Krüppels tritt zurück, das Gebrechen wird lediglich durch die halbversteckte Krücke und einen Zipfel des Verbandes am linken Unterschenkel angedeutet. Keine Knoten, keine Flecken, Lähmungen und Mutilationen sind erkennbar. So muß auch hier auf eine exakte Diagnose verzichtet werden. Die hl. Elisabeth, die dem Kranken ein Brot

reicht, ist gekrönt und hält noch eine Krone in der rechten Hand.

Dasselbe gilt von dem Tafelbild eines Dürerschülers aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhs., das sich im Bischöflichen Museum in Augsburg befindet. Links sieht man die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben auf dem rechten Arm und einer Krone im linken Arm vor einem von Engeln gehaltenen Teppich. Rechts gießt die hl. Elisabeth mit Witwenschleier aus einer Kanne Wein in das Gefäß eines halbknieenden Bettlers; im Vordergrund die Stifterin. Der halbverdeckte Kranke stützt sich schlaff mit dem linken Arm auf einen Krückstock, der Kopf ist mit einem Hut bedeckt, die Oberlippe leicht ulceriert. Der rechte gut sichtbare Unterschenkel ist mit Tüchern umwickelt, zeigt aber keine sonstigen Veränderungen. Die Haut ist frei von Krankheitsmerkmalen, so daß auch hier aus Mangel an charakteristischen Symptomen eine Diagnose nicht gestellt werden kann.

In der evangelischen Kirche zu St. Goar befindet sich eine ziemlich schlecht erhaltene Wandmalerei im Gewölbe neben dem Eingang aus dem 15. Jahrh., die die hehre Gestalt der hl. Elisabeth mit Krone und Witwenschleier darstellt. In den Händen hält sie die üblichen Attribute, zu ihren Füßen kniet der jugendliche Stifter. Der neben ihr befindliche Krüppel mit häßlichem Gesicht erhebt die Linke zur Heiligen, um das von ihr gereichte Brot zu empfangen. Auf einen kurzen Stock stützt er den nach vorn gebeugten Körper; beide Unterschenkel ruhen in Schienen, die Füße sind auf dem Bilde nicht zu sehen. Selbst wenn man annehmen würde, daß die beiden Füße mutiliert seien, würde die Diagnose Lepra nicht zu stellen sein.

Als zu den unsicheren Darstellungen gehörig muß auch der Stich von etwa 1480 mit der hl. Elisabeth, der sich im Kupferstichkabinett München befindet, betrachtet werden. In einem getäfelten perspektivisch schlecht gezeichneten Raum mit Steinfließen und großen gotischen Fenstern übt die Heilige mit zwei ihrer Gehilfinnen an einer Reihe von Kranken Werke der Barmherzigkeit aus. Sie steht im Mittelpunkt des Bildes und reicht einem Krüppel ein Kleid. Dieser uns einzig interessierende Kranke, der zur Rechten Elisabeths kniet, zeigt geschiente und verbundene untere Extremitäten. Der rechte Fuß fehlt, der linke ist nicht mehr sichtbar. Die Krücke liegt neben ihm. Das Gesicht ist teilweise, die oberen Gliedmassen ganz von dem Mantel der Heiligen verdeckt.

sodaß weitere Merkmale einer Erkrankung fehlen, die Diagnose also offen bleiben muß. Die übrigen Armen lassen noch weniger von Gebrechen erkennen und scheiden daher für unsere Betrachtung aus.

Auf einem Tafelbild des 15. Jahrhs., das sich im Schlesischen Museum befindet, sehen wir den hl. Martin zu Pferde mit einem fast nackten, mit der linken Schulter sich auf eine Krücke stützenden Bettler. Der rechte Fuß fehlt, der linke steht in Spitzfußstellung, der Kopf ist mit einem Hut bedeckt; unsicher erscheint mir eine Ulceration der Oberlippe, sonstige Erscheinungen fehlen. Auch hier ist die Stellung einer Diagnose nicht möglich.

In einer mit Säulen eingefaßten Nische zeichnete Hans Leonard Schäufelein im Jahre 1521 die hl. Elisabeth in durchaus weltlicher Kleidung für die Georgskirche in Nördlingen. Sie gießt aus einer Kanne einem auf einem Steinsockel sitzenden Bettler Wein in das hochgehaltene Gefäß. Auffallend ist bei diesem Krüppel die kräftige Muskulatur. Wegen der dunkel gefärbten Haut können Flecken nicht erkannt werden; der Haarwuchs ist üppig, am rechten Arm ist ein Knoten angedeutet, der rechte Fuß amputiert. Es kann wohl nicht in der Absicht Schäufelein's gelegen haben, hier einen Leprösen darstellen zu wollen.

Auf der realistischen und große Herbheit verratenden Zeichnung von Hans Sebald Beham aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhs. (im Besitz des Städelchen Kunstinstituts Frankfurt a. M.) erkennen wir links eine Frau mit zwei großen Körben Brot, die gerade im Begriff ist, einem der vier zu ihr eilenden Bettler ein Brot zu reichen. Während wir bei den drei vorderen Männern (der erste von ihnen hat eine Kyphose) und einem Kinde nichts besonderes für Lepra Sprechendes sehen, weist der letzte auf zwei Krücken aufgestützte knieende Bettler Veränderungen der unteren Extremitäten auf: der linke Unterschenkel ist verbunden, der rechte verdickt, am Fuße fehlen die Zehen. Die kurzen Krücken deuten an, daß er sich nur knieend fortbewegen kann und somit eine Lähmung beider Beine anzunehmen ist. Die aufgezeichneten Symptome reichen aber für die Annahme einer Lepra nicht aus.

Das Buch „Agenda Moguntinensis" von Johann Numeister, erschienen 1480 in Mainz, enthält einen Holzschnitt mit der Darstellung des hl. Martinus, der auf einem Throne sitzt, und eines hilfeheischenden Krüppels im

zerrissenen Gewand, der zu seinen Füßen auf zwei Gehschienen kniet. Seine beiden Füße fehlen, die Stümpfe sind umwickelt. Das Gesicht ist häßlich gezeichnet, der Nasenrücken eingesunken. Seine Krücke liegt neben ihm. Da sonstige Erscheinungen fehlen, ist die Deutung des Krankheitsbildes als Lepra unmöglich.

Auf dem Mittelschrank des Annenaltares in Kempen, der 1513 von Adrian von Overbeck angefertigt wurde, ist eine Szene aus dem Leben der hl. Anna dargestellt: die Heilige reicht Almosen Bettlern und Krüppeln, ein Diener hinter ihr verteilt aus einem Kästchen Brote. Der ihr zunächst kniende Mann in etwas widerspruchsvoller festlicher Kleidung hat anscheinend eine Lähmung der unteren Extremitäten — die Beine sind durch seine Gewandung verdeckt —, da er sich auf ein Gehschemelchen stützt; auf der rechten Wange und am linken Unterarm ist je ein Knoten sichtbar, sonstige Erscheinungen fehlen, sodaß die Diagnose offen bleiben muß. In der linken Ecke stützt sich ein Mann auf zwei Krücken, auf seiner Schulter sitzt ein Knabe; als einziges deutliches Zeichen, das für Lepra sprechen könnte, aber für die Diagnose nicht hinreicht, sieht man eine starke Verdickung des rechten umwickelten Unterschenkels und Fußes. Bei den übrigen sind keine Krankheitszeichen vorhanden.

Auf dem Flügelaltar aus Mittel-Herzogswalden, Freystadt, aus dem Anfang des 16. Jahrhs., findet sich links die hl. Elisabeth mit dem Modell einer Kirche in den Händen, rechts die ähnliche Darstellung der Heiligen mit einer Schale, deren Inhalt man nicht erkennen kann. Vor dieser kniet, das Gesicht dem Beschauer zugewandt, ein Kranker, die rechte Hand hoch erhoben; mit der Linken stützt er sich auf die Erde. Über dem linken Auge ist ein kleiner Knoten angedeutet. Der rechte Unterschenkel liegt umwickelt in einer Schiene, der rechte Fuß scheint zu fehlen. Das linke Bein ist durch das Kleid verdeckt. Es fehlen charakteristische Symptome, und ich möchte mich auch hier nicht für Lepra entscheiden.

Wie die letzte Darstellung bietet das Gemälde des Meisters des Wendelinaltares, das sich in der Bayerischen Staatsgemäldesammlung befindet, bei dem vor dem hl. Martin knieenden Bettler keine hinreichenden Leprazeichen. Der Vorderkopf ist kahl, das Gesicht frei von Knoten und Flecken, lediglich die Nase weist angedeutete Ulcerationen auf. Am rechten Arm, dessen Hand den Napf zum Heiligen hinhält,

sind keine Veränderungen sichtbar. Der Rumpf ist völlig bekleidet; der verbundene rechte Unterschenkel ruht auf einer Gehschiene, noch eben erkennt man die Stütze der anderen Schiene — das linke Bein liegt außerhalb des Rahmens des Bildes —; Verstümmelungen sind aber nicht dargestellt, wenn sie auch wegen der Stützen anzunehmen sind. Bei dem Fehlen weiterer typischer Merkmale kann auch hier Aussatz nicht in Frage kommen.

Die Pest.

Eine der verheerendsten Volksepidemien, nach Stikker die größte, tödlichste und unbezwinglichste aller Seuchen, ist die Pest gewesen, deren Ursprung schon in die vorchristliche Zeit verlegt werden muß. In den ersten Zeiten sind wegen mangelnder naturwissenschaftlicher Kenntnisse häufig Verwechslungen mit anderen seuchenartigen Erkrankungen vorgekommen; Beschreibungen der Symptome finden sich jedoch schon in den Stellen des Rufus. Geschichtlich erwiesener ist die Justinianische Pest, die im Jahre 542 n. Chr. begann und sich über ganz Europa ausbreitete. Sichere Pestepidemien traten mit Beginn des 12. Jahrh. auf, die, kaum einmal unterbrochen, bis etwa 1720 das Abendland heimsuchten. Als schwarzer Tod war diese Seuche in den Jahren 1348 bis 1351 bekannt und hat in dieser Zeit gerade in Deutschland verheerende Opfer gefordert. Bocaccio (1313—1375) schildert in der Einleitung zum „Decamerone“ das Massensterben, dem hochberühmte Männer, Kaiser und Könige erlagen. Nach Hecker's Schätzung betrug die Zahl der zugrunde gegangenen Menschen allein in Europa 25 Millionen. So versteht man die entzetzliche Verwirrung, die das Volk ergriff, den unendlichen Jammer, der sie begleitete. Das Volk sah in dieser Seuche eine Gottesgeißel und eine wohlverdiente Züchtigung der sündigen Welt, und während ein Teil der Menschheit sich in den Glauben an das Jenseits flüchtete, suchten andere schrankenlosen Lebensgenuß, Laster und Verbrechen. Die Pest war es auch, die große Wallfahrten und das Geißlertum veranlaßte, wodurch erst recht die Ansteckung vermehrt wurde.

Das Krankheitsbild wechselte in den einzelnen Epidemien wenig, so sehr auch einzelne damalige Schriftsteller in ihren Beschreibungen abweichen. Fieber war eine Haupt-

erscheinung, „welchem menschen wird im haupt weh, mit großer hitze, der stirbt zuhand“ schreibt Closener und schildert weiter „die lute, die do sterbent, die sturbent alle an bülen und an drusen, die sich erhubent under den armen und oben an den beinen, und wen die bülen ankomment, die do sterben soltent, die sturben an dem vierden tage oder an dem dirten oder an dem andern.“ Die beulenartige Anschwellung von Drüsen ist im Krankheitsbild der Pest so bedeutend gewesen, daß ihrer immer wieder Erwähnung getan wird. — Bocaccio, der Augenzeuge der Krankheit, beschreibt ihren Beginn mit Geschwülsten in den Weichen und in den Achseln von verschiedenem Umfang, bis zur Größe eines Apfels, die das Volk Pestbeulen nannte. Er führt auch das Blutbrechen an, als ein häufiges Zeichen der Lungenpest, und mit seiner Schilderung von schwarzen oder blauen Flecken an Armen und Oberschenkeln und anderen Körperstellen, die einzeln oder dichtgedrängt und von verschiedener Größe aufgetreten seien, charakterisiert er gut den Typus der Hautpest. Der englische Schriftsteller Wood gibt ebenfalls Drüsen in den Weichen und Achseln und vor allen Dingen das Blutspeisen als typische Zeichen an. — Der Ulmer Stadtarzt Steinhöwel erwähnt in seinem „Pest-Regiment“ als Zeichen der Pest den stinkenden Atem, die furchtbare Hitze, trockenen Husten und Besinnungslosigkeit, giftige Stoffe an den Beinen, Armen und Ohren. Im Regensburger „Pest-Regiment“ wird als sichtbares Zeichen der Pest ein „Klötzlein“ am Halz, unter den Armen oder an den Beinen angeführt. Der Verlauf der Krankheit war in den meisten Fällen ein ganz akuter, Tod in den ersten Tagen, nur selten Genesung und dann nur meist in Fällen von Drüsen- oder Bubonenpest nach Erweichung der Drüsen und Entleerung ihres eitrigen Inhaltes.

Die Ärzte des Mittelalters waren ohnmächtig, wenn sie auch alles zur Rettung unternahmen. Befangen durch ihre mystische Denkweise nahmen sie an, daß das große Sterben von astralischen Einflüssen und astrologischen Konstellationen ihren Ursprung habe. Entsprechend war auch ihre Heilkunst: Reinigungsaderlässe und Abführungen, häufiges Waschen mit Wein und Essig, Luftreinigung durch große Loderfeuer aus wohlriechendem Holz, Anwendung von Theriak, Anordnung von Diät und Vermeidung großer „Gemütsunruhe“. Erst später behandelte man Pestbeulen mit dem Glüheisen oder mit erweichenden Pflastern und Kröten, die das Pestgift aus den Beulen ausziehen sollten. Die Ärzte

suchten sich selbst durch Vorhalten von in Essig getauchten Schwämmen und Tüchern zu schützen. — Als man die Ansteckungsgefahr erkannt hatte, griff man zu den größten Grausamkeiten. Um die Gemeinschaft von Gesunden und Kranken zu verhüten, wurden Türen und Fenster der Häuser, wo die Pest ausgebrochen war, vermauert, so daß die Erkrankten elend zugrunde gehen mußten. Im Jahre 1374 erschien eine Verordnung des Visconte Bernabo: „Jeder Pestkranke sollte aus der Stadt auf das Feld hinausgebracht werden, um dort zu sterben oder zu genesen. — Diejenigen, die einem Pestkranken beigestanden, sollten zehn Tage abgesondert bleiben, bevor sie wieder mit jemandem umgingen. — Die Geistlichen sollten die Kranken untersuchen und den Abgeordneten anzeigen, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und des Scheiterhaufens. — Endlich sollte, außer den dazu bestimmten Leuten, niemand den Pestkranken beistehen, bei Todesstrafe und Verlust des Vermögens." (Chronicon Regiense). Diese Anordnung wurde für Europa vorbildlich. Die „Ordnung der Stadt Nürnberg" im Jahre 1533 enthält ausführliche Vorschriften über Versammlungsverbote, Räucherung in den Wohnungen, Säuberung der Straßen, Überführung Pestkranker in Lazarette, die in fast allen deutschen Städten zur Behandlung und zur Isolierung als Quarantäneanstalten ab 15. Jahrh. errichtet worden waren.

Wie immer in Seuchenzeiten und schwerer Not suchten die Menschen auch in den Zeiten der Pest, verlassen von der Kunst der Ärzte und dem Schutze der Machthaber, nach der Hilfe höherer Mächte. Vor allem waren es die Heiligen Sebastian und Rochus, die als Pestpatrone großen Ruf hatten. Weniger allgemein war die Verehrung der Heiligen Kosmas und Damian, Borromeo, Bernardin, Agatha, Adrian, Vallentin von Rufach, Quirin und der Mutter Gottes.

Pestdarstellungen.

Unzählig sind die Darstellungen des hl. Rochus als Hauptpatron gegen die Pest. Nach Flahault soll er 1295 zu Montpellier geboren sein, habe zunächst Medizin studiert, sein großes Vermögen den Armen gegeben, sei dann nach Rom gegangen, um dort Pestkranke zu pflegen. In Piacensa wurde er selbst von der Seuche ergriffen, nach der Legende von einem Engel gepflegt und von einem Hunde ernährt, der

ihm täglich aus der Stadt Brot gebracht haben soll. Um 1327 starb er. Bald entstanden ihm zu Ehren Wallfahrtskirchen und Spitäler. Nachdem man im Jahre 1414 in Courtrai sein Bild zum Schutz gegen die Pest durch die Stadt getragen hatte, und viele Wunderheilungen erfolgt waren, fand sein Ruf allgemeine Verbreitung. — Meist wird er mit entblößtem Oberschenkel mit einer Pestbeule oder einer Wunde dargestellt. In seiner Begleitung ist meist ein Engel, der die Beule pflegt, und ein Hund, der ihm Brot gibt. Seltener wird er mit dem Pestschutzheiligen Sebastian abgebildet. Aber fast ebenso häufig wie die Darstellungen des hl. Rochus gibt es Einzelbilder des hl. Sebastian. Nach der Legende ist dieser römischer Offizier und Märtyrer in den ersten Jahrhunderten n. Chr. gewesen. Seine Verehrung als Pestpatron beginnt im 7. Jahrh., als in Rom eine Pestseuche durch die Errichtung eines ihm geweihten Altares erloschen sein soll (Reiter). Besonders zahlreich entstanden Darstellungen in den Pestjahren 1494 bis 1497. Meist finden wir ihn auf seinen Bildern mit Pfeilen durchbohrt oder aber Gott Vater über ihm, Bogen und Pfeile in der Hand. Zum Verständnis des Zusammenhanges der Pfeile mit der Pest gibt uns die Ilias 1, 46 Aufschluß; die angeführte Stelle vergleicht die Pest mit glühenden Pfeilen, die von zürnenden Göttern auf die Menschheit geschleudert werden. Sebastian fängt in seinem freiwilligen Opfertod die Pfeile mit seinem Körper auf und wendet damit den göttlichen Zorn von den Menschen ab. — Die Menschheit hoffte durch seine Fürbitte, den Pestpfeilen auf wunderbare Weise zu entgehen.

Aus der überaus großen Zahl der Darstellungen beider Heiligen sollen folgende Erwähnung finden, die als die charakteristischsten gelten.

In: P. L. Maldura in vitam St. Rochi contra pestem Epidemie, Mainz ca. 1480, finden wir auf einem Holzschnitt eines unbekannten Meisters eine allgemein geläufige Darstellungsform. Der jugendliche Heilige mit dem Stab in der rechten Hand, zeigt die am linken Oberschenkel aufgeschnittene Pestbeule. Ein Engel kniet am Boden, in der Linken hält er einen Salbentopf, mit der Rechten trägt er mit einem spatelähnlichen Gegenstand Salbe auf. Ein Hund richtet sich gerade an dem Heiligen auf, um ihm ein Brot zu reichen.

Einen seltenen Metallschnitt von 1470 bewahrt die Biblioteca classense in Ravenna auf, dessen Hersteller nicht

bekannt ist, der aber nach dem Worte „Sent“ in der Überschrift niederdeutscher Herkunft sein muß. Der hl. Rochus, wieder mit einem Stab in der linken Hand, lüftet mit der rechten den Mantel über dem rechten Oberschenkel, der die geöffnete Pestbeule mit herausfließender Flüssigkeit zeigt. Als Wanddekoration des Hintergrundes je ein Engel zu beiden Seiten und Blumenranken.

Beide Pestpatrone bringt der darum seltene Holzschnitt aus dem Kupferstichkabinett Berlin, der wahrscheinlich fränkischer Herkunft etwa aus dem Jahre 1470 ist. Das Bild trägt die Unterschrift: „O du almechtiger ewiger got wir bitten dich das du uns armsünder wollest behieten vor dein vergissten geschwer der pestelentz durch das verdienen zwaer hailige Sant Sebastion und sant Rochioin.“ Es stellt Gott Vater in den Wolken dar mit dem Schwert der zürnenden Gerechtigkeit; links den hl. Sebastian, der symbolisch den Pfeil als die Pest auf sich lenkt; rechts der andere große Schutzpatron St. Rochus; ein Engel behandelt seine Pestbeule, die am linken Oberschenkel durch ein Pflaster verdeckt zu sein scheint.

Diesem Holzschnitt ähnlich bringt Heinrich Steinhöwel (gest. 1482) in seiner 1482 in Ulm bei Johann Zainer gedruckten Pestschrift: „Büchlein der Ordnung der Pestelenz“ eine Darstellung des hl. Sebastian mit dem hl. Rochus, die von Weil angefertigt wurde. An einem Baum angebunden steht der hl. Sebastian, sein Körper ist von Pfeilen durchbohrt; daneben der hl. Rochus mit der Pestbeule am rechten Oberschenkel; vor ihm ein Engel, der diese behandelt.

Eine einzigartige Darstellung des hl. Sebastian aus dem 16. Jahrh. mit der Überschrift: „O St. Sebastion bit got für uns zu linugen“ besitzt die Stadtbibliothek Schlettstadt von einem unbekannten Meister. Das aus dem Wallfahrtsort Linugen, dem heutigen Linange in Lothringen, stammende Bild zeigt den hl. Sebastian, mit Händen und Beinen an einem Baum gefesselt, mit Pfeilen durchbohrt, als sterbenden Märtyrer. Über ihm eine Stange mit Votivgegenständen. Zu beiden Seiten steht ein Bogenschütze. Zu Füßen des Heiligen knieen zwei Hilfesuchende mit Weihegeschenken in den Händen. Am Halse des links knieenden Mannes ist sehr deutlich eine Pestbeule zu sehen, bei der rechts knieenden Frau sind äußere Krankheitserscheinungen nicht zu erkennen.

Einen ungewöhnlichen Holzschnitt des hl. Rochus, der hier als alter Mann erscheint, wurde zusammen mit einem

Gebet um Hilfe des Heiligen in einer Pestschrift in der Druckerei Johann Weissenburgers in Nürnberg 1509 gedruckt. Auch hier sehen wir wieder den Engel, der die deutlich sichtbare Pestbeule am rechten Oberschenkel pflegt.

Aus dem 15. Jahrh. besitzt das Kupferstichkabinett München einen Kupferstich des Monogrammisten W., der den hl. Quirinus in Ritterrüstung mit Fahne und umgürteten Schwert darstellt. Zur Linken schwebt ein Engel, mit einem Wappen mit neun Punkten, zur Rechten hängen Votivgegenstände wie Wachsbeine und Krücken. Am Boden knieen rechts als Donatoren eine Frau und ein Ritter, der letztere mit einer brennenden Kerze in der Hand, und empfehlen dem Heiligen einen am Boden liegenden Kranken. Wir sehen an seinem Gesicht, das die ganze Schwere seiner Erkrankung ausdrückt, — ängstliche Augen, qualvoll geöffneter Mund — und an den unteren Gliedmaßen und am Halse größere, rundliche und unregelmäßige Flecken, die wahrscheinlich die Pestkarbunkeln andeuten sollen. Nur mit Mühe stützt er mit der rechten Hand seinen Oberkörper und erhebt die linke zum Heiligen empor. Die Schwere der Erkrankung, die Pestkarbunkel an seinem Körper und die Bedeutung des hl. Quirinus als Pestpatron legen uns die Vermutung nahe, daß es sich hier um einen Pestkranken handelt. — Auf der anderen Seite kniet eine Donatorin, ebenfalls mit einer brennenden Kerze in der Hand. Vor ihr kniet ein Kranker, dessen Beine auf Schienen ruhen, die mit Schnüren an den Unterschenkeln befestigt sind und dessen Füße anscheinend fehlen. Mit der linken Hand hält er eine Gehstütze, die rechte ist bittend zum Heiligen erhoben; sein Vorderkopf ist kaum behaart, an der Schläfe und Stirn befinden sich Flecken, der Nasenrücken ist eingefallen. Mit diesen Krankheitszeichen muß er uns als Leprakranker erscheinen. Das Bild hat als Unterschrift: „O Marschall St. Quirin, großer Märtyrer, beschirm uns vor dem plötzlichen Tod, vor Pestilenz und tausend Plagen, als Hofmarschall von Gottes wegen im Himmelreich."

In dem 1482 gedruckten Buche: Spruch von der Pestilenz von Hans Folz zeigt ein Holzschnitt einen auf einer Truhe sitzenden abgemagerten Mann, der mit ängstlichem Blick auf den hinter ihm stehenden Wundarzt schaut. Dieser hat gerade eine in der linken Achselgegend befindliche faustgroße Pestbeule eröffnet. Am linken Oberschenkel ist eine

Wölbung angedeutet, die wohl ebenfalls eine Pestbeule darstellen soll.

Ein Schreckensbild der Pest finden wir in Petrarca's Trostspiegel, Augsburg 1531, von Hans Weiditz, auf einem vor 1522 ausgeführten Holzschnitt. Auf einem Lager liegt der Pestkranke, der sich ein Tuch vor seinen Mund hält; aus der in der linken Achselhöhle befindlichen Pestbeule fließt Eiter heraus. Neben ihm steht der Arzt, ebenfalls mit einem Tuch vor dem Mund, vorsichtig nähert sich eine fast verhüllte Person dem Fußende des Lagers. Ringsumher liegen Menschen- und Tierleichen. — Damit ist die Absicht des Künstlers deutlich, zu zeigen, daß das ganze Haus dem „Schwarzen Tod" zum Opfer gefallen ist.

Sehr selten ist die Miniatur aus dem Galencodex vom 15. Jahrh. in der Landesbibliothek in Dresden. Auf einem sesselartigen hohen Stuhl sitzt der Kranke neben seinem Bett; der abgemagerte Mann hat sein Hemd hochgerafft, sodaß man deutlich die große Pestbeule in der rechten Leistengegend und den etwas geschwollenen Leib erkennt; rechts gibt der Arzt die letzte Anweisung für die Vorbereitung zur Eröffnung dieser Drüse. Links sieht man zwei Gehilfen des Chirurgen, von denen der eine sich um den Kranken bemüht, der andere in den Händen den Salbentopf und das Uringlas hält.

Das im Privatbesitz in Augsburg befindliche Bild aus der Schule des Meisters der Ulrichslegende um 1470 (in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst, 2. Bd., Augsburg 1928, Abb. 23) zeigt den hl. Sebastian als Fürbitter in Pestnot. Auf der linken Tafel sieht man einen in den Wolken schwebenden Engel, im Begriff, das Schwert in die Scheide zu stecken; im Vordergrund kniet der Heilige in betender Stellung, neben ihm ein Kranker mit eingefallenen Wangen und brechenden Augen, mit letzter Kraft um Erlösung bittend; ganz links, halb aus dem Rahmen des Bildes, eine Frau mit verschleiertem Kopf und mit vor dem Gesicht gehaltenen Händen, bei der man keine Pestzeichen sieht. Die rechte Tafel zeigt Gott Vater, umgeben von Engeln in den Wolken, der erzürnt Pfeile auf die Menschheit herabsendet. Auf dem Boden liegend dahinsterbende Menschen, in deren Gesichtern Not und Schmerzen und Todesqual ausgeprägt sind; zur Rechten ein knieender, von der Krankheit ergriffener und überwältigter Papst mit den Todeszeichen im Gesicht. Bei dem im Hintergrund liegenden Kranken sieht

man die linken Halsdrüsen geschwollen, bei den übrigen sind keine äußerlich sichtbaren Krankheitserscheinungen.

Dem vorigen Bild gleicht in der Art der Darstellung der Pestkranken ein Altargemälde: Dreieinigkeit in der Nikolaikirche in Leipzig aus dem 15. Jahrh. Im Mittelpunkt thront Gott Vater in den Wolken, von einer großen Schar von Engeln, die Symbole des Leidens Christi tragen, umgeben. An den Armen hält Gott Vater den mit der Dornenkrone gekrönten und die Wundmale zeigenden Christus, auf dessen linkem Oberschenkel die Taube sitzt; links kniet eine Stifterin, rechts der hl. Sebastian, im linken Arm die Pestpfeile, die Dreieinigkeit um Abwendung der Pest bittend. Am Boden liegen sterbend ein Mann, der mit brechendem Auge zur Gottheit fleht, und eine junge Frau, beide mit Anschwellung der Halsdrüsen. Hinter dem pestkranken Mann sieht man den Kopf eines Verschiedenen.

Die Innenseite des rechten Flügels vom Georgs- und Victoraltar in Kempen a. Niederrhein vom Ende des 15. Jhdts. weist eine Rochusdarstellung von einem unbekannten Meister auf, die in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert sein dürfte. In einem Walde vor Piacenza (C l e m e n) sitzt im Vordergrund der abgemagerte, pestkranke Heilige auf der Erde mit schmerzbewegtem Antlitz und fast geschlossenen Augen, die rechte Hand auf dem seitlich geneigten Kopf haltend, mit der Linken vorsichtig den linken Oberschenkel betastend, der mit mehreren offenen Pestbeulen bedeckt ist, in deren Umgebung die Haut geschwollen erscheint. Auf der linken Wange ist eine starke Schwellung und neben dieser eine Wunde sichtbar. An einem Baum vor ihm hängt seine Tasche, der Hund neben ihm bringt ihm gerade Brot. Im Hintergrund erkennt man in einem offenem Hause mehrere Männer, die an einer gedeckten Tafel sitzen.

Das Rheinische Museum der Stadt Köln besitzt im Haus der Rheinischen Heimat ein Pestbild aus dem Pestjahr 1605 von einem unbekannten Maler. Wahrscheinlich handelt es sich um eine zeitgenössische Malerei aus dem Alexianerkloster Köln. Auf einem freien Platz mit dem im Bau befindlichen Dom als Hintergrund liegen zwei Pestkranke im Sterben, um die sich Mönche, der eine mit vorgehaltenem Tuche, bemühen. Bei dem vorderen ist eine Pestbeule am Halse zu erkennen, sonstige äußere Krankheitssymptome fehlen bei beiden. Die dem Pestbilde beigegebene Beschriftung lautet: „Memorienbild für die im Jahre 1605

bei der Pflege pestkranker neapolitanischer Soldaten gestorbenen Alexianer Giesbert Nierbach aus Falkenburg, Ernst Aldringen aus Luxemburg und Wilhelm Bahr aus Zülphen."

Syphilis.

Lange Zeit hat der Streit der Meinungen gewährt, ob die Syphilis (im Mittelalter auch Lustseuche, Franzosenkrankheit, böse Blattern, wilde Warzen, böse Krätze, Malafranzosa, Pestilentia scorra, morbus gallicus, lues venera genannt) eine erbgesessene Krankheit Europas ist, oder ob sie nach der Entdeckung von Amerika gegen Ende des 15. Jahrhs. aus diesem Lande nach Europa verschleppt worden ist; und zwar sollten nach der Einnahme von Neapel im Jahre 1495 bis 1496 die durch spanische Soldaten infizierten schweizer und deutsche Landsknechte die Krankheit in ihre Heimatgebiete gebracht haben. Durch die wertvollen und eingehenden Untersuchungen Sudhoff's ist jedoch die Einwanderungstheorie endgültig widerlegt worden. Schon aus der Verbreitung der Quecksilbersalben im 14. Jahrh. in Deutschland, die noch heute Anwendung in der Syphilistherapie finden, schloß er mit Recht auf ein damals ubiquitäres Vorhandensein der Krankheit. Ebenso ist das von Maximilian I. im Jahre 1495 auf den Reichstag nach Worms gebrachte Gotteslästereredikt, in welchem „Hunger, Erdbeben, Pest und vielerlei Plagen, besonders die neue und schwere Krankheit, welche gemeiniglich malum francicum heißt" als Strafen Gottes angeführt werden, ein weiterer Beweis für das schon frühere Auftreten in Deutschland. Auch habe der Prior des Zisterzienserklosters Ebrach, Johannes Nibling, angegeben, das malum francosicum sei im Jahre 1490 nach Deutschland gekommen. Torella führt in seiner ersten Schrift vom Jahre 1497 an, daß die Lustseuche 1493 in der Auvergne geherrscht und von dort nach Spanien, Italien und ganz Europa sich ausgebreitet habe.

Eine zweite Frage ist zu klären: Ist diese Seuche im Mittelalter als Epidemie aufzufassen? Sicherlich ist die Syphilis gegen Ende des 15. Jahrhs. in manchen Städten zum ersten Male aufgetreten und hat schnelle Verbreitung gefunden; so schildert die Berner Chronik eine furchtbare Blatternplage im Jahre 1495, die damals häufig den Tod zur Folge gehabt habe. Nach einer anderen von Sudhoff ver-

öffentlichten Chronik des Jakob von Königshofen seien 1496 200 syphilitische Landstreicher allein in Straßburg gezählt worden. Auch A. Martin hält auf Grund der Schilderungen der Erfurter, Augsburger und Rufacher Chroniken das Bestehen einer Syphilisepidemie für erwiesen.

Es soll natürlich zugegeben werden, daß diese Epidemie bei weitem nicht die Ausmaße der Pest und des Aussatzes erreichten. Dementsprechend ist auch der Niederschlag in der bildenden Kunst geringer.

Über das Krankheitsbild der Syphilis (der Name soll nach Haeser von Syphilus stammen, der von dieser Krankheit befallen wurde, weil er die Sonne gelästert habe; eine andere Deutung besagt, daß der Ursprung in dem arabischen Wort sifi — Weltkrankheit liege) herrschte in den Anfangsstadien bei den Schriftstellern des Mittelalters größte Unstimmigkeit. Während sich bei einigen Beobachtern die richtige Deutung durchsetzt, daß die Ansteckung durch den Beischlaf erfolge, finden wir andere, die die Krankheit als durch ungünstige Witterungsverhältnisse, starke Sommerhitze, unglückliche Konstellation der Planeten aus dem alten Aussatz entstanden erklärten. Und diese letzte Meinung fand ihren Grund in der Ähnlichkeit mit der fleckigen, pustulösen und geschwürigen Form der Lepra. So kommt es, daß die Genitalaffektionen nur bei größeren Zerstörungen Erwähnung finden (Haeser). Bessere Schilderung erfährt das zweite Stadium, daß sich durch Hautausschläge und heftige Gliederschmerzen charakterisierte; der Zeitpunkt dieses Auftretens wird verschieden, von einigen Tagen bis zu sechs Monaten (Fallopio, bei Luis. 781) angegeben. Furchtbare Schmerzen, die an allen Körperstellen auftreten konnten, peinigten die Befallenen bis zum Wahnsinn. „Doloribus fortissimus cruciabantur et quasi per omnia membra corporis diversimode vexabantur secundum magis et minus, utique in una hora in capite, in alia hora in tibiis et brachiis, etiamque in musculis, permaxime in nocte." (Pintor, bei Luisin. III. 108.) Den Ausschlag schildert Pintor als Pusteln (eigentlich Eiterbläschen) von verschiedenem Umfang, Hirsekorn- bis Handtellergröße, die überall am Körper, besonders aber im Gesicht auftreten, in anderen Fällen nur den Leib oder die Extremitäten oder den ganzen Körper befielen und im Anfang ziemlich vereinzelt, später dichter auftraten. Nach Schellig (bei Fuchs, S. 73 u. f.) war die Basis der Pustel unregelmäßig geformt und warzenähnlich nach oben zuge-

spitzt, oder sie zeigte eine schmale Basis, die im Verlauf zur Spitze an Umfang zunahm. Diese „Pusteln" konnten vereitern, es entstanden Geschwüre, die eine stinkende Flüssigkeit absonderten und einen bejammerenswürdigen Zustand hervorriefen. „Einige waren vom Scheitel bis zu den Knieen mit einer scheußlichen, schmutzigen, schwarzen Krätze dicht bedeckt, welche, mit Ausnahme der Augen, keine Stelle des Gesichts, des Halses, des Nackens, der Brust und der Schamgegend frei ließ. Sie gewährten hierdurch einen so entsetzlichen und bejammernswerthen Anblick, daß sie, von allen Genossen verlassen und unter freiem Himmel jeder Noth Preis gegeben, nichts sehnlicher erflehten als den Tod. — Andere, bei denen die Krankheit hier und da, in Borken härter als Baumrinde, am Scheitel, der Stirn, dem Halse, dem Hinterhaupte, der Brust, an den Hinterbacken und an anderen Körperstellen sich äußerte, versuchten sich durch Kratzen mit den Nägeln von ihren heftigen Schmerzen zu befreien. Noch andere starrten von Warzen und Pusteln an allen Körpergliedern in so großer Zahl, daß es unmöglich war, ihre Menge zu bestimmen. Das Antlitz, die Ohren und Nasen der Meisten aber zeigten dicke und räudige Pusteln, die, Stäbchen („ducilli") oder kleinen Hörnern und Zähnen gleich, emporragten, und eine pestartige Jauche ergossen." [Grünpeck (bei Fuchs)]. „Edlichen brandt es löcher yn den leyp: und nas und backen hynweg: und ouch den halss, dardurch edliche speysslosen sturben." [Berler (bei Fuchs)].

Im dritten Stadium der Krankheit erschienen die Gummata, harte Geschwülste von wechselnder Größe, nach Vigo (bei Luis. 449) in Form einer Kastanie, an allen Körperstellen, die bis zum Tode unverändert blieben oder aber auch geschwürig wurden. Dazu kamen Zerstörungen der Knochen, Augen, Hände und Füße, Zahnausfall und Speichelfluß, meist bedingt durch den starken Gebrauch des Quecksilbers, was auch schon Schriftsteller des Mittelalters selbst bezeugen.

In der ersten Zeit der Ausbreitung werden häufige Todesfälle angeführt, mit Beginn des 16. Jahrhs. ist eine chronische Verlaufsart typischer; dabei werden auch Heilungen beobachtet und Narben der Haut und evtl. Verkrümmungen der Glieder blieben als Zeichen der überstandenen Krankheit. Massa (bei Luis. 43) erwähnt die Fettleibigkeit geheilter Syphilitiker.

Für die Frage der Therapie sind die damaligen Anschauungen: astralische Einflüsse, Entartung und Vergiftung der Säfte, die der Körper durch die Geschwüre der Haut und der Genitalien und Mundhöhle zu beseitigen versuche, unheilvolle Wirkung verunreinigter Luft, eigentlicher Sitz der Krankheit in der Leber, dem Organ der Blutbereitung, maßgebend. So wurden die krankhaften Säfte durch Aderlässe und Purgantien entfernt, diese Behandlung durch Diät, Theriak und Bäder unterstützt. Daneben waren Einreibungen mit Quecksilbersalben für die Hauterscheinungen sehr beliebt, die allerdings in übertriebener Weise Anwendung fanden und durch Auftreten von schweren Darm- und Nierenentzündungen häufig den Tod zur Folge hatten. Auf öffentlichen Plätzen wurden Feuer angezündet, die zur Reinigung der Luft dienen sollten. Eine neue Art der Behandlung waren Abkochungen des Guajak-Holzes, das aus Indien stammte, und dessen Anwendung gleichzeitig mit Purgantien und strengsten Hungerkuren manchen großen Schaden anrichtete. Im Verlaufe des 16. Jahrhs. gestaltete sich die Erscheinungsform der Seuche milder, dank der eifrigen Tätigkeit der Ärzte und der einsichtigen Schutzmaßnahmen deutscher Städte, sodaß sie ihren epidemieartigen Charakter verlor.

Wie so oft bei den Seuchen des Mittelalters entstanden auch für diese Krankheit Spezialheilige, von denen die Heiligen Rochus, Minus, Dionysius, Fiacrius, Remigius, Malvius und Benno erwähnt seien.

Syphilisdarstellungen.

Waren bis etwa zur ersten Hälfte des 15. Jahrhs. Bilder des Dulders Job ausschließlich Darstellungen des an Aussatz Leidenden in Anlehnung an das Alte Testament, so ändert sich die Anschauung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. Die neuauftretende Krankheit der „bösen Blattern" wird als Hiobskrankheit von den ersten Chronisten bezeichnet. Die „Cronica van der hilligen Stadt Coellen" berichtet vom Jahre 1496, daß „eyne vremde Krenckde . . . ind heysch Sent Jobs Krenckde" geherrscht habe. Tritemius spricht 1496 in dem Chronikon Spanheimense von „morbus quidem pustularum turgentium . . . quem morbum Job plerique appelavunt". Sudhoff gibt zwei niederdeutsche Rezepte aus der herzog-

lichen Bibliothek in Wolfenbüttel bekannt: to heylen dy pocken off sente Job suyckten und remedium verissimum ad curandum predictam in firmitatem san Job und schreibt dazu: „Freilich sind die Syphilisrezepte . . . bestimmt später als 1439 anzusetzen, in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts; daß sie aber nach 1495 geschrieben sind, ist durchaus unwahrscheinlich; sie sprechen auch garnicht von „Mal franzoso", sondern von St. Hiobs Krankheit, und auch der Inhalt der Rezepte weist auf eine frühe Zeit." — Der gleiche Forscher äußert sich zu einigen italienischen Rezepten gegen Male de yob, Male de s. yob, Male de Scti yob: „deren Schriftzüge möchte ich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit früher ansetzen als den Heerzug Karls VIII. nach Neapel", und als Erklärung des Namens „Hiobskrankheit" schreibt er: „Man hat das gemeinhin so aufgefaßt, daß man damit in der Lues diese Plage des geduldigen Job aus dem alten Testament habe wiedererkennen wollen. Der Wortlaut der ältesten Stellen dieser Art läßt sich aber genau und ebenso gut und wie mir scheint, mit mehr Recht so nehmen, daß damit gesagt sein soll: „Ich glaube, das ist die nämliche Krankheit, die man bisher gewöhnlich Hiobskrankheit genannt hat." In Frankreich nannte man die neue Krankheit «mal Monseigneur saint Job» (Bloch). In der Rufacher Chronik heißt es vom Jahre 1494: „Mit dieser Kranckheitt vermeintten edliche menschen durch Verhenckung gottes hetten die tuffel gestrofft den geduldigen Job." Anshelm schreibt im Jahre 1503: „Sant Annen, von der vast undultigen blattern wegen hat man besunder im Niederland (wobei Anshelm unter Niederland das ganze Niederdeutschland versteht) und Frankreich zu- oder allein gestellt den vast dultigen, blaterigen gotsfründ s. Job."

Diese angeführten Stellen dokumentieren die Wandlung in der Anschauung der Krankheit des Dulders Job, der im Laufe der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. zum Patron der Franzosenkrankheit wird. Im künstlerischen Ausdruck finden wir in den folgenden Darstellungen Flecken, Geschwüre oder Knoten an seinem Körper, im Grunde genommen also keine wesentlichen Änderungen gegenüber den Zeichen des aussätzigen Job; aber es sind ja auch im wesentlichen dieselben sinnfälligen Haut-Erscheinungen, die die Syphilis macht, wie sie ja auch in den einleitenden Beschreibungen zu diesem Kapitel zeitgenössische Beobachter festgelegt haben. Wichtig für diese Annahme ist ein niederdeutsches

Gebet mit einer Hiobsdarstellung, das sich in der Gymnasialbibliothek in Halberstadt aus dem Ende des 15. Jahrhs. findet. — Dieses Gebet wendet sich an Gott, „guet und bewert für die blatern Mala franczosa", der den geduldigen „iob" durch den Teufel mit Blattern schlug und sie wieder von ihm nahm; er möge auch „disse plag der platern Malafranczosa" von dem Bittenden nehmen. Am Schlusse steht in einem Zusatz, daß dieses Gebet um das Jahr 1504 gefunden worden sei, „do man nannt dise plag die platern Job." — Ca. 1497 wurde es in Wien bei Johann Winterburg gedruckt.

Der Holzschnitt zeigt den Dulder Job mit einem Nimbus und Flecken an der ganzen Haut, ein Teufel geißelt ihn, sein Haus im Hintergrund steht in Flammen. Zwei Männer vor ihm blasen auf einer Klarinette.

In einem farbigen Flugblatt von ca. 1500 aus dem Kupferstichkabinett Berlin sitzt in der Mitte des Bildes, fast völlig nackt, Hiob, den Körper mit runden Flecken übersät. Der Teufel steht hinter ihm, im Begriffe, ihn mit einer Geißel zu züchtigen. Links vorne ein bekleideter Mann, dessen Gesicht, Hals und Hände ebenfalls runde Flecken zeigen. Hinter diesem ein Kind, dessen nackter Körper mit durch Punkte angedeutetem Ausschlag bedeckt ist. Diese beiden haben flehend die Hände zum Hiob erhoben. Ganz rechts sehen wir noch einmal die entblößte Gestalt des Dulders mit einem punktförmig gekennzeichneten Ausschlag, drei Musikanten spielen ihm auf; mit drohenden Blicken betrachtet ihn seine abseits stehende Frau; im Hintergrund stehen Häuser und Burgen in Flammen. Bei diesem Bild ist das Hinzukommen der beiden mit demselben universellen Ausschlag behafteten und damit ebenfalls als Syphilitische charakterisierten, hilfesuchenden Kranken neu.

In diese Reihe gehört auch eine eigenartige Syphilisabbildung des Job auf einem Gemälde in der Marienkirche in Frankfurt a. d. Oder aus dem Anfang des 16. Jahrhs., das nach J u n g von der Schule des älteren Cranach beeinflußt sein soll. Das Ölbild zeigt im Hintergrund mit einer Berglandschaft das brennende Haus des Dulders. Von diesem her kommt Job mit Wanderstab und Bettelsack und mit einem Heiligenschein, im Gesicht noch den braunen Vollbart. Im Vordergrund sitzt er links auf einem Stein, sein Bart ist ergraut, der Heiligenschein fehlt, über und über ist sein Körper mit vielen ausdrucksvoll gezeichneten, grauweißlichen Syphilisgeschwüren bedeckt, nur bekleidet mit einem

schmalen, um die Lenden geschlagenen Tuch. Seine hinter ihm stehende Frau übergießt ihn aus einem Gefäß mit Wasser. Drei Freunde mit goldenen Halsketten, an denen Medaillons mit böhmischem Adler (Spieker) hängen, stehen vor ihm, zwei haben Klarinetten in der Hand, einer von ihnen reicht dem Job ein Geldstück.

Wenig abgeändert finden wir die Darstellung auf einem Tafelbild vom Ende des 15. Jahrhs., das das Schlesische Museum in Breslau besitzt. Auf einer Strohgarbe sitzt links der kaum bekleidete Job voll von Schwären, die etwas weniger ausdrucksvoll gezeichnet sind als im letzten Bild; drei Musikanten mit Trommel, Geige und Guitarre stehen vor ihm, einer empfängt von Job ein Geldstück. Im Hintergrund Burgen und Häuser, aus einem brennenden Haus eilt seine Frau herbei.

Eine weitere Hiobsdarstellung aus dem Ende des 15. Jahrhs. ist im Besitze des Münchener Kupferstichkabinetts. Mit erhobenen Händen, in der Rechten einen Rosenkranz haltend, bringt dieser Holzschnitt den Job mit rundlichen unregelmäßig verteilten Flecken im Gesicht, an der Brust und den oberen und unteren Gliedmaßen. Ein Spruchband über ihm trägt die Inschrift: „O du heyliger Sad Job". Aus den Wolken erscheint rechts die Hand Gott Vaters. Ihm zu Füßen knieen rechts und links völlig bekleidet ein Mann und eine Frau, die die gleichen Flecken am Halse bezw. an den Beinen zeigen, sonst ohne äußere Krankheitserscheinungen sind und den Heiligen um Hilfe bitten. Bei der Bedeutung des Job als Syphilispatron müssen diese beiden als von der Franzosenkrankheit Befallene aufgefaßt werden.

Dürer malte um 1504 den Dulder Job, der in vollkommener Resignation, kaum bekleidet, mit oberflächlichen, über den ganzen Körper dünn verteilten Geschwüren im freien Felde auf einem Strohhaufen sitzt. Sein Weib gibt in drastischer Weise ihrer Verachtung Ausdruck, indem sie aus einem Kübel ihn mit Wasser übergießt. Ganz im Hintergrund sieht man sein brennendes Haus. — Diese Tafel vom Jabachschen Altar (ursprünglich im Jabachschen Hause in Köln befindlich) wird jetzt im Städelchen Kunstinstitut in Frankfurt a. M. aufbewahrt.

Auf einem Glasgemälde aus einem rheinischen Kloster (Steinfeld oder Mariawald) aus dem Anfang des 16. Jahrhs. sehen wir Job in einer felsigen Landschaft mit zum Gebet gefalteten Händen, dessen ganze Haut, soweit sichtbar, mit

einem geschwürigen Ausschlag übersät ist. Drei Gesellen mit verwilderten Gesichtern lästern und verspotten ihn. Rechts und ganz seitlich, nur mit Kopf, Brust und linkem Arm angedeutet, kommt ein mit deutlicherem Ausschlag von derselben Art wie bei Job behafteter Mann zum Vorschein, der die eben sichtbaren Hände zum Dulder erhebt. Sonst bietet dieser Kranke keine Erscheinungen. Sicher muß es sich bei ihm ebenfalls um einen Syphilitiker handeln, der den Patron dieser Krankheit um Heilung bittet. Das Glasgemälde befindet sich jetzt im Victoria and Albert-Museum in London.

Das Landesmuseum Hannover besitzt ein Altarflügelbild mit Hiob aus Riestedt eines unbekannten Meisters von ca. 1515. In sitzender Stellung finden wir Job mit einem großen Mantel bekleidet, der Füße, Rumpf und Arme freiläßt, an denen unregelmäßig verstreute, gut abgegrenzte, breitbasige, warzenförmige Erhebungen und größere, rundliche, geschwürige Hautveränderungen sichtbar sind; ein einzelner Knoten ist auf der linken Gesichtshälfte. Mit der linken Hand reicht er dem Flötenspieler vor ihm ein Geldstück, die beiden anderen Männer betrachten ihn mit traurigen Mienen; im Hintergrund ein schloßartiges Gebäude. Nach den einleitenden Beschreibungen haben wir hier ein sehr charakteristisches Bild der Syphilis.

Das Kupferstichkabinett Berlin besitzt von Hans Holbein d. J. einen Holzschnitt mit dem mit einem universellen, kleinfleckigen Ausschlag behafteten Job. Die Hände ineinander verkrampft, das Gesicht von Schmerz entstellt und zum Himmel erhoben, den Mund geöffnet: das ist nicht mehr die Darstellung des alttestamentlichen Dulders voller Resignation. Sein Weib mit Spott im Gesicht steht neben ihm, im Hintergrund brennen Haus und Hof, aus denen Menschen und Tiere flüchten; zwei Freunde zeigen mit abfälliger Gebärde nach ihm und wenden sich von ihm ab. Holbein hat hier treffend zu den Hauterscheinungen den körperlichen Schmerz dargestellt und damit um so deutlicher die Krankheit charakterisiert.

Der Holzschnitt von Hans Wechtelin von 1517 in Hans v. Gersdorfs: Feldtbuch der Wundartzney zeigt frappante Ähnlichkeit mit Dürers Bild. Mit etwas gröberen, unregelmäßig begrenzten Flecken am ganzen Körper behaftet, sehen wir ihn in derselben Stellung am Boden hockend, resigniert den Spott seiner Frau duldend; aus seinem Mund kommen die beißenden Worte:

Got gab, Got nam hauß, hof, kind guet
Vn satzt mich unders teyffels rueth,
Mein weib, un platerm peinigten mich
Nert lydt ichs alles geduldtigklich.

Die Bezeichnung: Blattern, mit der im Laufe des 16. Jahrhunderts die Syphilis benannt wurde, die Anlehnung an Dürers Bild, auf dem wir den Job als Syphilitiker bezeichneten, müssen auch hier die Deutung als Franzosenkrankheit berechtigt erscheinen lassen.

In Petrarca: Von der Artzney bayder Glück, Augsburg, 1533, befindet sich im LXXXV. Cap.: „Vonn der kretze oder schebigkeyt" ein Doppelbild von Hans Burgkmair. Links sitzt vor seiner Hütte Hiob, in der Lendengegend nur mit dem Zipfel eines Tuches bekleidet, am ganzen Körper mit unregelmäßig begrenzten Geschwüren und Knoten behaftet, die sein Hund beleckt. Seine Frau spuckt als Zeichen größten Spottes vor ihm aus. — Rechts sehen wir auf demselben Bild einen Mann in einer Badestube sitzend, dessen Körper in gleicher Weise mit Geschwüren bedeckt ist. Seine Füße sind auf den Rand eines mit Wasser gefüllten Kübels aufgestützt; hinter ihm steht der fast nackte, ihn behandelnde Bader. Bei beiden Krankheitsdarstellungen muß es sich um Syphilis handeln, da dieses Doppelbild in Petrarca's Schrift als Einleitung zum Kapitel: „Vonn der kretze" gebracht wird und als Illustration der „kretze" (worunter man die Franzosenkrankheit verstand) dienen soll. In diesem Sinn spricht auch die gleichzeitige Darstellung des Job, der aus den oben angeführten Gründen als Syphilispatron allgemein um diese Zeit anzuerkennen ist. Als letzte Begründung dient die Stelle in dem betreffenden Kapitel, die besagt, daß diesem Schmerz „ein süssigkeit mit eingemischt ist"; sicher in Anspielung auf die Art der Ansteckung.

Als Titelblatt der Syphilisschrift des Joseph Grünpeck vom Jahre 1496, 2. Ausg., finden wir eine Darstellung der Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Schoße, das mit der rechten Hand einem Ritter mit Fahne eine Krone hinhält; zur Linken knieen zwei Frauen, die beide Gesicht, Hals und Hände mit rundlichen Flecken bedeckt, zeigen; die vordere von diesen hat einen um das Kinn gehenden Kopfverband; beide Frauen strecken bittend die Hände zur Mutter Gottes empor. Zu ihren Füßen liegt ein völlig entblößter Mann mit geschlossenen Augen, der am ganzen Körper klein-

fleckigen Ausschlag zeigt. Die Überschrift beginnt: Ein hubscher Tractat von dem Ursprung des bosen Franzos. das man nennet die wilden warzen. Auch ein regimet und ware ertzenney mit salben und gedranck. Wie man sich regiren soll in dieser zeyt. — Damit ist die Diagnose Syphilis sichergestellt.

Das Kupferstichkabinett Berlin besitzt ein Flugblatt des Nürnberger Stadtarztes Ulsenius mit der Zeichnung eines Syphiliskranken von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1496. Dieses Bild ist von Ulsenius mit einem aus hundert Hexametern bestehenden Gedicht umschrieben, das mythologische Betrachtungen über die Konjunktionen des Jupiter und Saturn vom Jahre 1484 enthält. Der obere Teil dieser Zeichnung trägt eine Sphära mit Sternenbildern. Darunter finden wir einen mit einem roten Schlapphut bedeckten und mit großem, braunen Mantel bekleideten Mann. Sein Gesicht und Hals, die beiden Unterarme und unbedeckten Oberschenkel zeigen rundliche, erhabene Flecken und Geschwüre. Das Gesicht verrät einen durchaus kranken Eindruck. Die Zeichnung dient dem Gedicht als Illustration der Syphilis.

Als wichtigstes Dokument für die häufigste Form der Syphilisdarstellung besitzen wir einen Holzschnitt von Wolfgang Hamer aus Nürnberg von ca. 1480, der sich im Münchener Kupferstichkabinett befindet. In der Mitte steht der hl. Minus mit Stab in der rechten Hand, zu beiden Seiten Hilfesuchende. Rechts befinden sich drei Personen ohne Krankheitszeichen, links knieen vier Kranke, von denen der erste runde Flecken (als Kreisform oder runden Punkt dargestellt) im Gesicht, an Brust und Armen, der zweite am rechten Arm und an der Brust, die verdeckte dritte Gestalt einen Flecken im Gesicht, die kaum sichtbare vierte keine Krankheitssymptome zeigt. Wenn diese Eingliederung wegen der Geringfügigkeit der Hauterscheinungen mit Recht anfechtbar wäre, so gibt uns das darunter befindliche Gebet wertvollen Aufschluß, das die Krankheit als Blattern und damit als Syphilis bezeichnet: „Almechtiger, barmhertziger ewiger got. sich uns an mit den augen deiner barmhertzigkeit und verleich uns das wir durch dz furbitten und verdinen des heiligen peichtigers sancti Mini vor der soigkirchen kranckheit der blattern barmhertziglich werden beschirmet durch cristum unseren herren amen". — Das diese Blattern die Franzosenkrankheit sind, sagt die noch folgende unter dem Bild befindliche Anmerkung: „Der heilig beichtiger Sanctus Minus wirt

in welische lande angerufft und gebetten fur die grausamlich kranckheit der blattern in welisch genannt mala frantzcha. Wolfgangk hamer."

Ein weiteres sicheres Beispiel einer Syphilisdarstellung bietet uns ein Holzschnitt im Regensburger Flugblatt von ca. 1500, im Besitz der Müchener Hofbibliothek. Vor den Toren einer Stadt steht links die gekrönte Muttergottes mit dem Jesuskind auf dem rechten Arm und einem Zepter in der linken Hand. Ihr zu Füßen kniet eine völlig bekleidete Frau; Gesicht, Hals und Hände sind mit rundlichen Flecken bedeckt. Zur Rechten steht der hl. Dionysius mit Mitra und Stab, auf einem Buch sein abgeschlagenes Haupt haltend. Auch zu seinen Füßen steht ein Hilfesuchender, ebenfalls bekleidet mit einem langen Gewande, dessen Gesicht und Hände die gleichen rundlichen Flecken zeigen. Das darunter befindliche Gebet bestätigt unsere Auffassung. Wegen seiner Wichtigkeit soll es angeführt werden: „Aller heyligister vater un grossmechtiger nothelfer Dyonisi ein erczbischoff un loblicher martrer. O du himelischer lerer: der von frackreich apostel: und teutzscher land gewaltiger regierer. Wehuet mich vor der erschrecklichen krancheit mala franzos genant: von welcher du ein grosse schar des christenlichen volks in frackreich erledigt hast: So dy kosten das wasser des lebedigen prunnen der under deine aller heiligsten korper entsprang: Wehuet mich wor diser gemerlichen kranckheit: O aller genedigster vater Dyonisi: biss ich mein sundt mit dem ich got meinen herren belaidigt hab: pussen mug: un nach dysem lebe erlangen: dy frud der ewige saligkeit: das verleich mir xysiesus der dich in de aller vinstersten kercker verschlossen trostlichen haym gesuechet: un mit seine aller heiligisten leichnem und pluet dich speiset sprach: dy lieb un guttigyit dy du hast zu mir allerzeit: darub wer wirt bitten der wirt gewert: welcher sey gebenedeit in ewigkyit Amen.

Vom Jahre 1570 bewahrt das Kupferstichkabinett Berlin eine Zeichnung von Ph. Gallo nach Johann Stradanus auf, die die medizinische Anwendung des Guajakholzes gegen die Franzosenkrankheit darstellt. Auf der rechten Seite sitzt am Boden ein Mann mit einem Stamm des Guajakbaumes vor sich und entfernt die Rinde. An einem Tisch rechts steht eine Frau und hält in der Hand eine Waage, um die Arznei zu dosieren. Im Hintergrund hängt ein Kessel über einem lodernden Feuer zur Herstellung der Abkochung. Links liegt ein sehr stark abgemagerter, schwerkranker Mann zu Bett und

führt gerade das Medizinglas zum Munde. Im Gesicht und an den Händen sieht man Flecke und kleine Knoten. Die Stirn des Kranken ist mit einem Tuch verbunden. Neben dem Bett stehen der Arzt und sein Diener, der eine brennende Kerze hält, die das dunkle Zimmer beleuchtet.

Der schon erwähnte Petrarca bringt in seinem Buch: „Von der Artzney bayder Glück" unter dem Kapitel: „Von dem, der ausserhalb seynes Vaterlandes kranck ist" einen Holzschnitt, der einen auf einer kleinen Insel liegenden, kranken Menschen darstellt. In der Lendengegend nur mit Fetzen eines Tuches bekleidet, sieht man bei ihm alle übrigen Stellen der Haut mit Knoten und Geschwüren bedeckt. Die Augen sind geschlossen, das Gesicht zeigt Schmerz und Kummer. Vergleichen wir diese Darstellung mit den voraufgehenden Syphilisholzschnitt-Zeichnungen, so kann kein Zweifel bestehen, daß auch hier ein in fernen Landen von der Franzosenkrankheit Befallener gezeigt werden soll. — Im Hintergrund eine gebirgige Landschaft, links steht am Ufer eines Sees eine bucklige, auf Krücken sich stützende Frau, einen Arzt mit einem Uringlas in der Hand um Rat fragend.

Die gleiche Krankheitsdarstellung zeigt eine Zeichnung in: Cicero, De officiis, Augsburg, Steyner, 1531 mit der Bezeichnung: „Armut, Krankheit, Wollust' Tod." Auf einer Himmelsleiter steigt der Ritter der Tugend aufwärts in die Wolken, wo Gottvater, Christus und die Muttergottes thronend ihn empfangen. Unten stehen verkörpert die Armut, Krankheit, Wollust und der Tod und versuchen mit Stricken, den Ritter herabzuziehen. Der Kranke zeigt hier wieder an seinem völlig entblößten Körper auf der ganzen Haut Knoten und Geschwüre. In dem betreffenden Kapitel wird „Dye Wollust als aller Säuffste (Säfte) herscherin" genannt, das als Hinweis dienen kann, daß ein an Syphilis Erkrankter zur Darstellung kommen sollte.

Das „heilige Feuer".
(Mutterkornbrand).

In einer Reihe von Epidemien, die von Mitte des 9. Jahrhs. bis etwa zur Hälfte des 14. Jahrhs. in Abständen von mehreren Jahren in deutschen Landen wüteten und viele Opfer forderten, tritt eine Krankheit auf, die mit den verschiedensten Namen belegt, sich erst später als Folge einer

Vergiftung mit dem Mutterkorn, einem Produkt des Pilzes Claviceps purpuria dokumentierte: das heilige Feuer. Erst im Jahre 1771 gelang es dem französischen Arzte Read, die Übereinstimmung der Mutterkornkrankheit (Ergotismus) mit dem heiligen Feuer festzustellen und diese Tatsache wurde später durch C. H. Fuchs ausführlich begründet. Als wichtige Gründe dafür werden angeführt, daß die Krankheit nie in fruchtbaren Jahren erschienen sei, sondern nur dann, wenn strenger Winter und feuchter und regenreicher Sommer vorausgegangen war, sodaß sehr häufig gleichzeitig Mißernten und Hungersnot bestanden. Die Krankheit trat ferner kurz nach der Ernte auf, weil gerade dann der Pilz am giftigsten war, dauerte gewöhnlich nur ein Jahr, und mit der Abnahme der Giftigkeit verschwand auch die Erkrankung. Feuchte, sumpfige Gegenden waren besonders bevorzugt und es wird angegeben, daß das Getreide bis zu einem Drittel, ja bis zur Hälfte Mutterkorn enthalten habe. Einen wesentlichen Grund für die Abhängigkeit vom Mutterkorngenuß haben wir auch in der Tatsache zu sehen, wie Hecker anführt, daß diejenigen genasen, die das unschädliche Brot in den Klöstern aus den Magazinen der Mönche aßen.

Die Zeit ihres ersten Auftretens ist wegen der häufigen Verwechslung mit der Pest nicht sicher anzugeben, Hensinger nennt das Jahr 590. Sicherer und bedeutender ist ihr teils sporadisches, teils epidemisches Auftreten in Italien, Deutschland, England, Portugal und Frankreich im Jahre 857 (Haeser).

Unter den vielartigen mittelalterlichen Benennungen finden wir seit dem 10. Jahrh. am häufigsten die Bezeichnungen: Ignis sacer, feu sacré, mal des Ardens, Clades seu pestis igniaria, während vor dem 10. Jahrh. allgemein die Bezeichnung Pest üblich war; seit dem 12. Jahrh. heißt sie ignis St. Antonii, St. Martialis, Beatae Virginis, ignis invisibilis oder infernalis (Haeser).

Das Krankheitsbild kennzeichnete sich im Beginn durch starres, taubes und kaltes Gefühl in den Extremitäten, Magen- und Gliederschmerzen, Kontrakturen der Beugemuskulatur der Gliedmaßen. Die Kranken wurden feuerrot, auf der Haut bildeten sich Blasen mit gangränösen Geschwürsbildungen ähnlich den Milzbrandkarbunkeln. Die Gliedmaßen, besonders Hände und Füße, wurden brandig mit gleichzeitigen schneidenden Schmerzen in den befallenen Gliedern. Der Brand konnte trocken oder feucht sein, im ersten Falle wurde das

Glied schwarz und hornartig, im anderen Falle kam es zu starken Schwellungen und zu Hautblasen, die mit blutig-seröser Flüssigkeit gefüllt waren. „Entsetzliche Schmerzen peinigten die Befallenen, sodaß sie laut wehklagten, mit den Zähnen knirschten und schrieen. Unter diesen Todesqualen verzehrte ein unsichtbares, unter der Haut verborgenes Feuer das Fleisch und trennte es von den Knochen. Das äußere blieb kalt und die Kranken durchdrang eine so eisige Kälte, daß sie durch kein Mittel zu erwärmen waren. Später wurden die ergriffenen Teile entweder schwarz wie Kohlen, oder von Fäulnis verzehrt, sodaß das Fleisch von den Knochen abfiel und die Luft umher verpestet wurde. Hände und Füße fielen aus den Gelenken, ja man sah Unglückliche, die bis auf den Rumpf verstümmelt, den Tod herbeiwünschten. Dieser machte nur erst dem Leiden ein Ende, wenn die Glieder verzehrt waren, und nun die Eingeweide ergriffen wurden; dann starben die Kranken unter heftigen Schmerzen schnell, oder sie zehrten langsam ab. Zuweilen aber schienen die inneren Teile zuerst zu leiden, und dann erlagen die Kranken ohne äußere Zeichen des Brandes. War irgend Genesung zu hoffen, so ging die Eiskälte der Glieder in Hitze, und diese in Brand über, und zur Verstümmelung gesellte sich immer eine widrige Entstellung des Gesichtes mit Abmagerung des Körpers.“ (Hecker).

Dieser vortrefflichen Krankheitsschilderung fügt Haeser hinzu, daß sich die Krankheit auch zum Guten wenden konnte, nachdem die abgestorbenen Glieder spontan abgefallen oder künstlich abgetrennt waren, mit rascher Vernarbung an den Begrenzungsstellen, bei sonst ungestörtem Befinden. Charakteristisch seien außer den fehlenden Gliedmaßen und den Narben das abgezehrte Gesicht gewesen, daß den Kranken ein „schaudervolles Ansehen“ gegeben habe.

Als Patrone wurden von diesen Kranken die Mutter Gottes, die hll. Antonius, Vitanus, Martialis und Genoveva verehrt. Von der Mitte des 14. Jahrhs. ab finden wir kaum mehr das heilige Feuer erwähnt, daß Auftreten des „schwarzen Todes“ mit seinen furchtbaren Schrecken zwingt die Menschheit ganz in seinen Bann.

Darstellungen des „heiligen Feuers“.

In der deutschen Kunst hat Antonius der Einsiedler eine bevorzugte Stellung als Schutzpatron gegen das Antoniusfeuer eingenommen. Im Jahre 251 zu Koma (Oberägypten)

geboren, soll er als Einsiedler, Lehrer und Wundertäter Berühmtheit erlangt haben. (Clarus). Das ganze Leben des Heiligen ist ausgefüllt mit Versuchungen des Teufels, die als sexuelle Anfechtungen oder als Überfall von Teufeln in abenteuerlichen Gestalten von der Kunst als beliebte Motive gern herangezogen wurden. Als Bezwinger der Hölle wurde er vom Volke auch als Besieger der Krankheit betrachtet, die man als „ignis sacer" d. h. heiliges und höllisches Feuer bezeichnete. Als nun im Jahre 1095 der französ. Edelmann Gaston aus Dankbarkeit für die Errettung seines Sohnes vom Antoniusfeuer die Ordensgesellschaft der Antoniter gründete, war seine Volkstümlichkeit vollends besiegelt und das starke Bedürfnis der damaligen Menschheit nach einem Schutzpatron für diese Krankheit befriedigt. Die Antoniter als ausgesprochener Krankenpflegeorden beschäftigten sich nur mit einer Krankheit: dem Antoniusfeuer. (Damrich). Die Attribute dieses Heiligen sind das T-Kreuz mit und ohne Glöckchen und ein Schwein, das ebenfalls am Halse eine Glocke trägt.

Von Hans Weiditz stammt eine Antoniusdarstellung aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhs., die sich in der Sammlung des Landesmuseums in Gotha befindet. Vor einer das T-Kreuz tragenden Kapelle, die mit Votivgegenständen behangen ist, und an der brennende Kerzen aufgestellt sind, steht der Heilige mit den üblichen Attributen. Vor ihm kniet rechts ein Mann, dessen rechter Fuß fehlt und dessen rechter Unterschenkel umwickelt ist; das ganze Bein ruht auf einer Prothese; unter dem rechten Arm hält er eine Krücke, in der rechten Hand einen Rosenkranz, aus der linken Hand schlagen Flammen heraus. Auf der linken Seite kniet eine Frau ohne Krankheitserscheinungen. Die aus dem Glied schlagenden Flammen symbolisieren das Antoniusfeuer, als weiteres Zeichen der Erkrankung hat der Künstler das Fehlen des rechten Fußes hinzugefügt.

Das Flügelbild mit der Versuchung des hl. Antonius vom Hochaltar des früheren Antoniterklosters, das sich jetzt im Colmarer Museum befindet, und das Matthias Grünewald im Auftrage des Generalpräzeptors Guido Guersi malte, ist das umstrittendste Werk in der Deutung der sich darauf befindlichen Krankheitsdarstellung. Der Beschauer wird von der spukhaften Landschaft mit verdorrten Bäumen und Sträuchern und schroffen Felsen gepackt und in das Geschehen dieser überaus realistischen Handlung mit hineingezogen. Fabelhafte Wesen, Unholde, Drachen, Nachtvögel,

Kröten und Teufel überfallen und peinigen den zu Boden geworfenen Heiligen. In der linken Ecke des Bildes befindet sich der im Sitzen zurückgesunkene Kranke. Sein nach hinten zurückgefallener Kopf ist mit einer roten Kappe mit langem Zipfel, der noch teilweise über die Schulter hängt, bedeckt. Die Oberschenkel sind froschartig gespreitzt, und statt der Füße sieht man Schwimmvogelfüße. Die Augen sind geschlossen, die linke Hand, die nur aus zwei verstümmelten Fingern besteht, greift in das Gewand einer neben ihm stehenden Frau; mit der rechten ebenfalls verstümmelten Hand (Zeigefinger fehlt) hält er ein auf der Erde liegendes Beutelbuch (offenbar ein Breviar mit Gebeten für die Anrufung des Heiligen, wie sie im Mittelalter, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert zur besseren Handhabe beim Tragen üblich waren). Der Leib ist aufgetrieben, die abhängigen Teile des Rumpfes und des rechten Oberschenkels sind grünlich bis grünschwarz verfärbt. Auf der ganzen Haut erkennt man große Geschwüre mit stark geröteter Umgebung, teilweise sieht man geöffnete Abszesse, aus denen sich blutiger Eiter entleert. Zum Teil sind diese in Heilung und Vernarbung begriffen. Zusammenfassend handelt es sich hier um schwere, eitrige Prozesse der Haut, Verstümmelung der Glieder, Auftreibung des Leibes, verbunden mit einem durch das körperliche Zusammenbrechen deutlich gezeichneten Krankheitszustand. Nach Charcot und Richer, insbesondere aber nach Küß, handelt es sich um Syphilis. Küß begründet seine Annahme damit, daß Grünewald die um die Zeit der Entstehung des Gemäldes in Europa wütende Syphilis-Epidemie aus eigener Anschauung kannte, und daß er durch den Anblick der schrecklichen Krankheit angeregt worden sei, ein Opfer dieser Seuche darzustellen. Nach einer späteren Veröffentlichung ändert Richer seine Ansicht und läßt die Frage, ob Syphilis oder Lepra, unentschieden. Nach der Meinung von Meige soll es sich im Hinblick auf die verstümmelten Hände um einen Aussätzigen gehandelt haben. Derselben Auffassung sind Ebstein und Holländer, letzterer im Hinblick auf das Exanthem. Diese Anschauung gibt Holländer allerdings in der zweiten Auflage seiner „Medizin in der klassischen Malerei“ wieder auf und entscheidet sich für Antoniusfeuer. Ebstein hatte auf Grund der knotigen und makulösen Form der Hauterscheinungen Lepra angenommen und in Anlehnung an Virchow aus Schicklichkeits-Gründen die Darstellung der Syphilis auf

einem Altargemälde für unmöglich gehalten. Martin entscheidet sich eindeutig für Pest, da der Ausschlag nur der Pestkarbunkel sein könne und Antonius durch sein Zeichen Tau (T) Beziehungen zur Pest habe. Huysmans hat als erster die Diagnose Antoniusfeuer gestellt, und dieser Meinung haben sich die meisten folgenden Kritiker angeschlossen. Ich möchte annehmen, daß es sich um die Darstellung eines von Antoniusfeuer und gleichzeitig von der Syphilis ergriffenen Kranken handelt.

Nach der in meiner Einleitung geschilderten mittelalterlichen Krankheitserscheinung sind sowohl die Mutilationen als auch die karbunkulösen Hautaffektionen mit dem Mutterkornbrand am ehesten zu vereinigen. Auch ist anzunehmen, daß Grünewald in dem Kloster, in dem er arbeitete, und dessen Mönche sich vorzugsweise mit diesen Kranken befaßt hatten, noch vereinzelte Mutterkornkranke vorfand, die ihm Modell stehen konnten. Da zudem der hl. Antonius Schutzpatron des „ignis sacer" war, liegt es nah, einen dieser Krankheit zum Opfer gefallenen Menschen auf dem Bild als Hilfesuchenden mit dem Heiligen darzustellen. Wenn mit Recht dagegen angeführt wird, daß der aufgetriebene Leib nicht zum Krankheitsbilde paßt, so ist zu bedenken, daß Grünewald in der Absicht, das tiefste menschliche Elend in seiner krassesten Realität wiederzugeben, Erscheinungen der damals grassierenden Syphilis mit denen des Antoniusfeuers vereinigte. Wie weit seine künstlerische Freiheit gehen konnte, zeigen die monstreusen Fabelgestalten dieses Gemäldes und die Eigentümlichkeit, den Kranken mit Entenfüßen darzustellen. Sicherlich ist eine Lepra auszuschließen, da ihr ein derart schweres Krankheitsbild nicht geläufig war. Gegen Pest sprechen außer den Hauterscheinungen und fehlenden Drüsenschwellungen die Verstümmelung der oberen Gliedmaßen. Derselben Meinung ist auch Fleurent, der schreibt: C'est ainsi que ce malade est devenu une espèce de synthèse pathologique, égarant les cliniciens par la complexité des lésions dont il est affublé. D'après Thibierge, Grünewald a probablement voulu par cet être malade symboliser les deshérités auxquels était ouvert le couvent d'Isenheim. Dans l'idée du peintre le misérable se trouvait auprès du saint et sous sa protection au moment de l'arrivée de Satan et de sa troupe de monsters hideux. Ce qui semble confirmer cette façon de voir c'est que le malade tient dans sa main droite un livre qui n'est pas le bréviaire du saint.

ainsi que l'ont cru différents auteurs, mais bien le livre d'heures contenant la fameuse oraison qu'on adressait à saint Antoine pour demander la guérison.

Die früheste Darstellung der Krankheit mit dem hl. Antonius finden wir in der Bemalung einer Nische im Chorhause von St. Kunibert in Köln aus dem 12. Jahrhundert. Im unteren Teil des Gemäldes sieht man den Heiligen von Hilfesuchenden umgeben. Ganz links ein auf eine Krücke sich stützender Kranker, der sein verbundenes linkes Bein, an dem die Zehen fehlen, dem Heiligen entgegenstreckt; der rechte Fuß und der rechte Unterschenkel zeigen schwärzliche Stellen. Vor ihm am Boden hockend ein anderer Kranker, dessen linker Unterschenkel und Fuß ebenfalls schwarze Stellen zeigen. Davor zum Antonius hin ein Mann mit verbundenem linken Bein; dem Heiligen am nächsten (auf der linken Seite) ein Kranker, von dem nur der Oberkörper sichtbar ist, mit flehend emporgestreckten Armen, an denen die Hände fehlen. Die Kranken rechts sind ohne sichere deutbare Symptome. Die Darstellung mit dem hl. Antonius als Patron des „Heiligen Feuers" und die Zeit der Entstehung (12. Jahrhundert), in dem die bedeutendsten Epidemien des Mutterkornbrandes herrschten, berechtigen zu der Annahme, daß es sich hier um eine Krankheitsdarstellung des „ignis sacer" handelt.

Im Münchener Kupferstichkabinett befindet sich ein seltener Holzschnitt eines unbekannten Meisters aus dem 15. Jahrhundert, der die Inschrift: „Sanctus Anthonius" trägt. Der Heilige sitzt mit seinen gewöhnlichen Attributen, dem T-Stab mit den Glöckchen und einem Schwein am Boden, auf einem thronähnlichen Stuhl. Über ihm hängen Hände und Füße als Votivgegenstände. Der Heilige ist umgeben von vier Geheilten, die ihm zum Dank Geschenke bringen, und drei Kranken, die um Heilung flehen. Auf eine Krücke gestützt, sehen wir links einen Kranken ohne äußere Symptome. Im Vordergrund knieend eine Frau, die ihre rechte Hand mit den brennenden Fingern emporreckt. Auf der rechten Seite liegt ein Kranker am Boden, eine Krücke neben sich, den rechten brennenden Fuß dem Heiligen hinhaltend.

Ein zweites Schutzbild gegen das Antoniusfeuer besitzt das Münchener Kupferstichkabinett aus dem 15. Jahrhundert von einem unbekannten Meister, das dem vorher beschriebenen ähnelt. Unter einem gotischen Baldachin sitzt

auf einem Throne der hl. Antonius mit einem Kreuz-Stab in der Hand, an dem hier die Glöckchen fehlen; dafür trägt er eine größere Glocke in der rechten Hand. Vor ihm sieht man das übliche Schwein, zu seinen beiden Seiten grimassierende Teufelsgestalten; rechts und links je ein ihm zu Füßen knieender Kranker. Aus den erhobenen Fingern beider Hände des links befindlichen Hilfesuchenden schlagen Flammen, in gleicher Weise bei dem rechts Knieenden aus der erhobenen rechten Hand.

In dem bei Johann Schott im Jahre 1517 gedruckten Feldtbuch der Wundartzney von Gersdorf finden wir ein Bild des Einsiedlers Antonius von Hans von Wechtelin. Wieder sehen wir den heiligen mit seinen Attributen, in einem aufgeschlagenen Buche lesend. Zur Rechten steht ein Kranker mit einer Krücke unter dem rechten Arm, sein rechter Fuß ist mutiliert, der Stumpf verbunden, der ganze Unterschenkel liegt in rechtwinkliger Beugung auf einer Gehschiene. Sein Gesicht ist geschwollen und schmerzentstellt, aus der erhobenen linken Hand schlagen Flammen auf. Das Bild trägt die Überschrift:

O heylger Antony groß
Erwurb uns gnad on underloß
Abloß der sünd, gots huld un gunst
Behüt uns vor deim schwere bru(n)st.

Das Bild befindet sich im XXIII. Kapitel: von den Heißen und Kalten pränden.

Psychische Epidemien.

Im Rahmen dieser Arbeit haben auch die psychischen Epidemien des Mittelalters ihren Platz. Wenn die Chronisten dieser Zeit übereinstimmend über Krankheiten des Geistes berichten, die wie Seuchen die Menschen ergriffen und die Schrecken vermehrt hätten, dann drängt sich uns die Frage auf, welche Gründe für das Ausmaß dieser Erscheinungen, wie wir sie sonst in keinem Zeitalter kennen, verantwortlich zu machen sind. Zum Verständnis müssen neben dem bekannten psychopathogenen Einfluß von Geisteskranken auf die Umgebung andere Ursachen herangezogen werden.

Im 11. und insbesondere im 14. Jahrh. erschütterten außerordentliche Naturerscheinungen die Psyche der ganzen damals lebenden Menschheit. Heftige Erdbeben in China,

Ägypten, Italien und Süddeutschland waren begleitet von Überschwemmungen und Mißernten und gefolgt von Hungersnot und tiefem Elend weitester Volkskreise. So berichtet Haeser von einem Erdbeben im Jahre 1348, das fast alle Städte Europas betroffen, eine Reihe vollständig zerstört und tausend und abertausend Menschenopfer gefordert habe. Hinzu kam das Auftreten des „schwarzen Todes", der so viele Menschen innerhalb von Stunden nach dem Befallenwerden dahinraffte und die Schrecken vervielfachte. Viele starben allein aus Furcht vor dem Tode, viele nahmen sich selbst das Leben. Dieses alles traf eine Menschheit, die nosologisch gesprochen, auf's stärkste für Psychosen empfänglich sein mußte: die völlige Hilflosigkeit den Seuchen gegenüber, die krasse Unkenntnis der Naturgesetze, ein tief eingewurzelter Aberglaube, der allgemein verbreitete Glaube an dämonische Einflüsse, gepaart mit einem groben, falsch verstandenen und geübten Mystizismus und ein religiöser Fanatismus schufen den Boden, auf dem psychische Epidemien explosionsartig zum Ausbruch kommen konnten und mußten.

Zu den zu besprechenden Erscheinungen gehören das Geißlerwesen, die epidemische Tanzsucht und die Besessenheit.

Das Geißlerwesen.

Die ersten Geißleraufzüge erscheinen noch lokal beschränkt und sehr wenig zahlreich. Von größeren und von Laien wohl organisierten Scharen hören wir 1261 zu Straßburg. Zur eigentlichen Epidemie wurde das Geißlerwesen erst in den Schreckensjahren um 1348 bis 1349. Über die Ursachen selbst berichtet die Chronica Ditmari: „Es ist ein erbermiglicher Jammer gewesen, daß sich ein jeder in diesem schrecken zu einem seeligen Sterben hat bereiten müssen, denn da war nichts anderes denn der gewisse Todt, darüber schlug mancher in sich selbst, bekehrete sich zu Gott und ließ von seinem bösen Leben." Eine bange Bußgesinnung hatte die Menschen ergriffen, die Gedanken waren nur noch auf die Ewigkeit gerichtet, man glaubte das Ende der Welt nahe; die letzten Stunden, die einem das Leben vielleicht noch schenken würde, widmete man der Vorbereitung auf den Tod; in harter Selbstzüchtigung wollte man geschehenes Unrecht wieder gut machen, um so die zürnende Gerechtigkeit Gottes zu versöhnen. So brachte man die Geißelstrafe

aus den Klöstern auf die Straße. Die Limburger Chronik schildert, wie die Geißler von einer Stadt zur andern zogen, mit Kreuzen, Fahnen und Kerzen, in Prozessionen zu zwei und zwei, mit Hüten, auf denen vorne ein rotes Kreuz befestigt war — weshalb man sie auch „crucifratres“ und „cruciferi“ nannte — und wie die Anführer ihnen Lieder vorsangen. Nicht nur im Sommer und am Tage, sondern auch im strengsten Winter und bei Nacht zogen sie in Scharen von Tausenden und Zehntausenden. Alle hatten sie Geißeln aus ledernen Riemen in den Händen, womit sie sich auf den entblößten Oberkörper so heftig schlugen, daß das Blut danach floß. Verbunden waren diese Bußübungen mit Gesängen: „Nu tredet here we botsen (büßen) wille“, Kniebeugungen und überlautem Gebet um Abwendung der Pest: „nu hebent uf die üweren hende, daz got diz groze sterben wende.“ Am Schlusse ihrer Bußübungen trat einer auf, um den „Himmelsbrief“, der angeblich von einem Engel im Jahre 1348 auf den Altar der Peterskirche in Rom niedergelegt worden war, zu verlesen, der immer von den Umstehenden mit großer seelischer Erschütterung angehört wurde und viele zur Teilnahme mitriß.

34 Jahre sollten die Geißlerfahrten währen, aber bald entartete der anfänglich ernste Bußgeist, allerorten kam es zu Ausschreitungen und Verbrechen. Die strengen Verordnungen des Papstes Clemens und des Kaisers Karl aus dem Jahre 1359 setzten dem Irrwahn ein jähes Ende.

Die Tanzsucht.

Als eine ebenso eigenartige Erscheinung muß die Tanzwut aufgefaßt werden, die sich in einem übermäßigen Drang zum Tanzen, Lachen, Schreien und Singen oder zum raschen Gehen bis zur völligen Erschöpfung äußerte. Es ist schwer, diese seltsame Erkrankung ganz zu verstehen und völlig zu erklären.

Es bestehen zunächst sichere Zusammenhänge mit den Kultformen der Urvölker, die im Unterbewußtsein weiter leben mochten und gelegentlich wieder zum Durchbruch kommen konnten. In wilden ekstatisch bewegten Tänzen riefen die trunkenen Bacchantinnen den Gott des Weins:

„Komme, du Held Dionysos,
In den heiligen Tempel von Elis . . .
Mit dem Stierfuß stampfend,
Du edler Stier, du edler Stier.“

(Plutarch, qu. Gr. c. 36. p. 299.). Diese Gesänge, die in der griechischen Sprache viel kräftiger den Rhythmus wiedergeben:

τῶ βοέω πόδε θύων,
ἄζιε ταῦρε, ἄζιε ταῦρε.

begleiteten sie mit den Füßen aufstampfend, bis alles hingerissen im Chore mitsang und mittanzte. Ähnlich wissen wir von heutigen Primitiven, die zum Klange irgendeiner Baumtrommel oder Schilfrohrflöte bei ihren Opferdiensten bis zur Bewußtlosigkeit tanzen. So kannte man bei den Germanen nach uraltem Brauch den Tanz bei Opfern, Gelagen und festlichen Feuern, verbunden mit Gesängen und lebhaften Bewegungen der Hände und Füße (Steinhausen). Der Brauch setzte sich im Mittelalter fort, es wurde an Kirchenfesten und an Vorabenden der Märtyrerfeste getanzt, und noch heute sehen wir Reste in der Echternacher Springprozession, die ihren Ursprung im 14. Jahrh. hat und zu Ehren des hl. Willibrord gehalten, Heilung von Chorea und Epilepsie bringen soll.

Dies alles aber vermag uns nicht die Aufklärung der Gründe des epidemieartigen Auftretens der Tanzwut im 14. und 15. Jahrh. zu geben, von der die Limburger Chronik sagt: „Anno 1374, Mitte des Sommers erhub sich ein wunderlich Ding auf Erden und sunderlich in deutschen Landen an dem Rhein und an der Mosel, also daß die Leute anhuben zu tanzen und zu rasen . . ., sie tanzten auf einer Stätte einen halben Tag, und im Tanze fielen sie oft nieder." Die Ursachen sind auch hier in dem übersteigerten Mystizismus der damaligen Zeit einerseits und den Zeitereignissen anderseits zu suchen. Der Mystizismus des Mittelalters und insbesondere des 14. Jahrhs. drang in oft unverstandener und vielfach vergröberter Form aus dem Kloster in das Volk. Die politische und religiöse Anarchie, die Schrecken und Nöte der Zeit hatten in weiten Kreisen eine starke Bereitschaft geschaffen für die Lehren eines Heinrich Suso, Johannes Tauler, Meister Ekkehard u. a., und bald wurde die „mystische Gottessehnsuch" zur brennenden, verzehrenden, religiösen Leidenschaft. Höchste Erfüllung sah man in der Ekstase. Diese ist nach Philo „ein verborgenes, unbegreifliches Geheimnis, sie läßt sich, weit jenseits des bewußten Erlebens stehend, nie in Gedanken fassen, in Worten beschreiben." Sie ist ein überwacher Seelenzustand, der ein völliges Aufhören des normalen

Bewußtseinslebens voraussetzt. Wie das gewöhnliche Affekterlebnis hat sie das Plötzliche, das Unberechenbare, das Unwillkürliche, das des Ichbewußtseins Entkleidete und das Passive, aber dieses alles in einem unvergleichlich höheren Maße. So hören wir in Schilderungen über sie immer wieder Worte wie: Übermannt-, Überflutet-, Versenkt-, Besessenwerden. Begleitet ist sie meist von kataleptischer Starre oder unwillkürlichen, unmotivierten, ekstatischen (Tanz-)Bewegungen, oft verbunden mit völliger Anaesthesie und nachfolgender Amnesie oder wenigstens der Unmöglichkeit, das Erlebte zu beschreiben.

Den zweiten Erklärungsgrund liefert uns die medizinische Psychologie. Wenn langdauernde oder besonders heftige körperliche Schädigungen, seelische Erlebnisse (Angst, Schrecken, Überanstrengung) die Willenskraft zermürben, vermögen diese auch im normalen Menschen eine Bereitschaft zu psychopathischen Reaktionen zu schaffen; irgendwann wird immer einmal die „Toleranzgrenze" erreicht, und dann kommt es durch irgendein Ereignis zum seelischen Zusammenbruch, zur Manie, zur Sucht, die in den verschiedensten Formen sich äußern können. Hunger, Durst, Entbehrungen, Katastrophen, Kriege pflegen häufig bei den Betroffenen derartige Reaktionen auszulösen. Denkt man an die Ereignisse, die für die Entstehung des Geißlerwesens verantwortlich gemacht wurden, dann wird diese Erklärung für die verschiedensten Psychosen und deren epidemiehaftes Auftreten im Mittelalter nicht von der Hand zu weisen sein.

Die Aufzeichnungen der Chronisten, denen unsere Begriffe der Psychopathologie unbekannt waren, sprechen nur von den äußeren Zusammenhängen, wie neben denen, die durch die Ereignisse erschreckt „Buße taten", viele andere waren, die in Gesang, Musik und sinnlosem Tanzen die Schrecken der Zeit zu vergessen suchten.

Letzte Ursache mag der weitverbreitete Volksglaube gewesen sein, Geistesgestörte durch den Tanz zu heilen. Von einzelnen motorisch-unruhigen, an der Chorea — durch unrhythmische, tanzartige Bewegungen und Zuckungen des Körpers sich äußernde Krankheit — wirklich erkrankten Menschen wurden die Massen suggestiv beeinflußt und zu Hunderten von einer unstillbaren Sucht zum Tanzen befallen.

Im Jahre 1418 ordnete der Magistrat von Straßburg nach Ausbruch einer neuen Epidemie an, die von der Tanz-

wut Ergriffenen in großer Prozession nach der St. Veits-Kapelle bei Zabern zu führen, damit sie dort Heilung finden sollen. Seit dieser Zeit wurde die Krankheit Veitstanz genannt.

Später, als viele sich unter die Tanzenden mengten, um ungehindert ihren Lüsten fröhnen zu können, trat man ihnen mit strenger Strafe entgegen und bald wurde diese eigenartige Erscheinung des Mittelalters immer seltener.

Vielfach hatte man die Tanzwütigen als Besessene behandelt und sogar vereinzelt als solche dem Scheiterhaufen überliefert. Das führt uns zum letzten Kapitel.

Die Besessenheit.

Der Primitive kannte den „großen" Gott, die Naturmächte und gute und böse Dämonen, die an sich unsichtbar waren, aber in ihren Wirkungen erkannt werden konnten. Diese Dämonen rufen die plötzlichen und seltsamen Krankheiten, körperliche und geistige abnorme Zustände hervor, indem sie in den Leib des Menschen fahren, von ihm Besitz nehmen, seine Fähigkeiten von innen heraus so gebrauchen, also ob sie an die Stelle des „Ich" des Erkrankten getreten seien. Er denkt sich diese als in der Luft hausend, in der Gestalt von fabelhaften Wesen, in Form von geflügelten kleinen Krokodilen, und durch die Luft in den menschlichen Körper hineinfahrend. Meist ist es eine Vielzahl unbekannter Geister ohne bestimmte Gestalt, oft aber auch ein bestimmter Gott. Viele Kultformen und Zeremonien finden in diesem Dämonenglauben allein ihre Erklärung. Im Mittelalter war dieser in Deutschland außerordentlich verbreitet z. T. als Glaube an den Teufel und seine Helfershelfer, die bösen Geister, z. T. aber auch noch als Überbleibsel des Glaubens an die vorchristlichen Dämonen bezw. Götter. Wie der Primitive Schutzgötter kannte, die die bösen Mächte abwehrten, so hatten auch die Menschen des Mittelalters ihre Schutzheiligen, die zwar sicher von vielen ihrer interzessorischen Fürbitte wegen angerufen wurden, die aber auch, wenigstens bei den vom Christentum noch weniger tief Erfaßten, die Rolle der guten Geister übernommen hatte.

Das epidemieartige Auftreten des Besessenheitswahns kann nicht wundernehmen in einer Zeit, wo alles von Teufeln

und Teufelsspruk sprach; und wenn in Gelehrtenkreisen die „Konjunktionen" der drei oberen Planeten — Saturn, Jupiter, Mars — im Zeichen des Wassermanns und sogenannte astralische Einflüsse als Hauptursache der Krankheiten galten, dann waren es für die weniger Gebildeten eben die bösen Geister. Wenn die Ärzte damaliger Zeit viele geistige Erkrankungen als Muster dämonopathischer Zustände beschrieben, dann mag man es begreiflich finden, daß solche Ansichten weite Verbreitung fanden. Vielfach mag man auch aus Bequemlichkeit oder Ratlosigkeit die Diagnose „besessen" gestellt und die Heilung den Exorzisten überlassen haben.

Als Maßnahmen gegen die Besessenheit kannte man neben Absperrung hauptsächlich den Exorzismus und später die Hydrotherapie. Die Kunst hat uns eine Reihe von Beschreibungen derartiger Methoden erhalten. Von dem Kampf des Dämons mit dem Kranken während des Exorzismus berichtet Harms: „Der Teufel habe die Besessene dermaßen gewürgt, geworffen und geschlagen, daß man ihr Gebein hat Krachen hören; die Zung hat sie mehr als Spann-lang fürgestreckt, der Bauch ist ihr wie ein Bier-Vässel aufgeloffen, und die Augen seynd herfürgestanden, als würden sie gar heraus gedruckt werden; daß sie ohne Grausen und Mitleid kein Mensch hat ansehen können." Nach dem Exorzismus „fällt die arme Tröpfin auf den Boden, und wältzet sich nicht anderst herum, als wäre sie zu einer Kugel worden: wie ein Igel hat sie sich zusamm gebauscht, und so aus dem Maul als Nasen ein Dampf ausgeblasen, der sie ihres Gasts aus der Höll genug verraten hat."

Dieser Bericht charakterisiert treffend das dem hysterischen Charakter eigentümliche alternierende Bewußtsein, d. h. das sich Ablösen zweier Persönlichkeitseinheiten der Besessenheitskranken, die in der Überzeugung leben, daß ihre eigentliche Seele von einem Dämon, Gott oder Teufel, der in sie hineingefahren ist, gefesselt oder unterdrückt wird und schließlich durch Exorzismus oder sonstige äußere Beeinflussung von ihrem Dämon befreit werden, und ihre „wahre" Persönlichkeit wieder Herr über Körper und Geist wird. (Gruhle).

Darstellungen von epidemischen Geisteskranken.

a) Geißlerwesen.

In Hartmann Schedels Chronik, gedruckt in Nürnberg 1493 bei Anton Koberger, sehen wir auf einem Holzschnitt zwei Geißler, von denen jeder zwei Geißeln in den Händen hält, dargestellt; ihren Oberkörper haben sie entblößt und mit fanatischem Ernst unterziehen sie sich dem Bußwerk.

Ein Holzschnitt in der Konstanzer Chronik vom 15. Jahrh., der sich in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in Mnüchen (Cod. german. 426) befindet, illustriert in typischer Weise das Geißlerwesen, und für jede Art findet man einen charakteristischen Vertreter: an der Spitze des Zuges des Anführer oder Fahnenträger, der zweite mit dem Kreuz (daher auch cruciferi oder crucifratres) in der linken und einer Geißel in der rechten Hand, der dritte hört die Beichte zweier Büßer, der letzte, mit ekstatisch verdrehten Augen, wartet darauf, den beiden Absolvierten ihre Buße zu erteilen. Auf dem Bilde sehen wir folgende interessante Inschrift: „Und geißelten sich selber viel und vast (fest) und fielen nieder auf peichten und absolvierten selber ineinander und hielten und geputen (geboten) viel aneinander zu haben bunderlich (wunderlich) Ding ohn falsch weiß (Wissen) und articel under cristen glauben."

b) Tanzwut.

Von Tanzwutkranken besitzen wir aus dem Jahre 1564 eine Abbildung von Pieter Brueghel d. Ä. als Handzeichnung in der Albertina zu Wien, die von Romdahl veröffentlicht und als eins der bedeutendsten Werke erklärt wurde. Auffallend ist die Tatsache, daß trotz eifrigen Forschens in Museen, Bibliotheken und Galerien kein weiteres und vor allen Dingen deutsches Werk mit der Darstellung der Tanzwut gefunden werden konnte. — In einer Prozession sehen wir fünf kranke Frauen, von denen jede von zwei Männern unterstützt wird, in rhythmischen, tanzartigen Bewegungen. Die Zweite von rechts hat den Mund zum Schrei geöffnet, bei der Dritten treten Verzerrungen des ganzen Körpers auf mit deutlichem Arc de cercle; sie wird mit äußerster Kraftanstrengung von zwei Männern mit sorgenvollen Gesichtern gehalten. Die

Musikanten mit Dudelsackpfeifen bemühen sich, ihr Bestes zu tun. Bei der vierten Frau ist der hystero-epileptische Krampf als Charakteristikum des großen Veitstanzes in der ganzen Haltung und Körperverrenkung und dem Versuch, sich von den haltenden Männern frei zu machen, deutlich typisiert. Im Hintergrund ist eine Frau erschöpft zu Boden gesunken.

Nach der Brueghelschen Zeichnung hat Hondius zwei Stiche reproduziert. Der erstere stellt die rechte Tanzgruppe dar: zwei Frauen mit den rhythmischen Bewegungen, die wie auf dem Original von zwei Männern gehalten werden; beide zeigen Andeutung des großen Zirkels, die vordere hat den Mund zum „hysterischen Schrei" geöffnet und eine typische Starre des Blickes.

Die zweite Reproduktion von Hondius bringt die linke Gruppe; deutlicher noch als das Original sind hier die verzerrte Körperhaltung mit dem großen hysterischen Bogen und der hysterische Krampf der im Vordergrund tanzenden, nur noch mit Mühe gehaltenen Frauen gezeichnet. Im Hintergrund links ist die ermattete Frau zu Boden gesunken, rechts führen zwei Männer eine Tanzende über eine Brücke. Beide Stiche besitzt das Kupferstichkabinett, Berlin.

c) Besessenheit.

Die früheste deutsche Besessenheitsszene aus dem 9. Jahrh., die aus der reichen Miniaturensammlung der Klöster von Metz stammt, 1802 in die Nationalbibliothek nach Paris kam, findet sich in dem Drogo-Sacramentar Bibl. nat. Lat. 9428. Die ausgeschmückte Initiale stellt drei Teufelsaustreibungen dar. Oben links steht der hl. Arnulf mit nach rechts und links ausgebreiteten Armen und liest aus einem Buch, das ihm ein Diakon hält, die zum Exorzismus erforderlichen Gebete. Zu seiner Rechten steht eine Frau, die aus der Schar einer Prozession gekommen ist, eine zweite Kranke zur Linken, beide mit fliegenden Haaren und lebhaften Bewegungen ihres Körpers; aus dem Mund beider entweicht der Teufel in Gestalt eines geflügelten, menschlichen, schwarzen Wesens. Die Besessene zur Rechten hat anscheinend die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden und beugt ihren Körper stark nach hinten; die zur Linken hält ihren linken Arm erhoben, die rechte Faust drückt sie gegen die Brust und tänzelt erregt auf ihren Zehenspitzen. Unten rechts sieht man die Heilung eines kranken Kindes durch den hl. Arnulf.

links die Taufe eines Aussätzigen, von dem man nur den Kopf mit Flecken im Gesicht aus einem Kübel Wasser ragend erkennt, und der geheilt aus dem Wasser steigt. Ganz rechts unten in einem Gotteshause (durch Mauer und Altar angedeutet) kommt der Kopf der dritten besessenen Frau zum Vorschein, der eben die leidenschaftlich veränderten Züge des Gesichtes erkennen läßt. Nur noch mit dem Fuße befindet sich der Teufel im Munde der Kranken.

In echt realistischer Weise beschreibt ein Bild mit noch ziemlich flächenhaftem Hintergrund die Besessenenheilungen durch Christus in einem Evangeliar des Aachener Domschatzes vom 10. Jahrh. Es handelt sich um die Stelle Matthäus 17, 15: „Der Vater bat (Christus) auf den Knieen: „Herr, erbarme dich meines Sohnes! Er ist mondsüchtig und hat arg zu leiden. Oft fällt er ins Feuer, oft auch ins Wasser. Ich brachte ihn deinen Jüngern, doch diese konnten ihn nicht heilen.“ . . . Alsdann gebot ihm Jesus und der Dämon fuhr aus ihm.“ — Christus, der in würdevoller, gemessener Haltung mit fliegendem Gewandzipfel die Beschwörung vollzieht, steht im Gegensatz zu der unruhigen, dramatischen und lebendigen Darstellung des von dem Vater gehaltenen, verkrampften Kranken mit dem typischen großen Zirkel, verdrehten Augen und gespreizten Fingern; der gerade entschlüpfende Dämon ist eben angedeutet. Hinter dem Vater stehen fünf Männer, die seine Bitte um Heilung unterstützen.

Auf einem Wandgemälde der St. Georgskirche in Oberzell wird die Teufelsaustreibung des Besessenen von Gerasa nach Markus 5, 1 illustriert. Das aus dem 10. Jahrh. stammende Gemälde zeigt im Mittelpunkt der Szene den Kranken, der in großer Erregung auf Christus zueilt. Seine anscheinend auf dem Rücken zusammengebundenen Arme sind nach hinten geworfen. Die im Knie gebeugten Beine und das verzerrte Gesicht lassen die mit großem Naturalismus wiedergegebenen und vom Künstler beabsichtigten durch das Ringen mit dem Teufel bedingten Zuckungen erkennen. Christus steht links mit seinen Aposteln, die beschwörende Hand erhoben. Im Hintergrund Gerasa, rechts vorne eine von Teufeln ergriffene Schweineherde und die zwei flüchtenden Wächter der Stadt.

Die Illustration der gleichen Bibelstelle bringt eine Zeichnung aus dem Evangelienbuch des Kaisers Otto II. aus dem 11. Jahrh., das sich im Aachener Domschatz befindet. In hügeliger Landschaft steht in übergroßer Figur Christus

und hinter ihm seine Jünger; er ist gerade im Begriff, einem an Händen und Füßen gefesselten Kranken den Teufel auszutreiben. Die durch das Alter etwas beschädigte Zeichnung läßt nicht mehr viel Charakteristisches im Mienenspiel des Besessenen erkennen; auch ist der entweichende Teufel nur noch eben angedeutet. Lediglich die Haltung des Körpers und der unteren Gliedmaßen sind noch letzte Zeichen seines Ringens mit dem Dämon. Nur schwach erkennt man ganz im Vordergrunde einige Teufel, die aus dem Kranken entwichen, sich auf eine Schweineherde stürzen. Oben sieht man die Stadtmauern und Türme von Gerasa, vor denen die geflüchteten Hirten stehen und das Wunder den über die Mauern schauenden Männern in der Stadt erzählen.

Eine weitere Darstellung des Matth. 8, 28 findet sich in dem Echternacher Codex aus dem 11. Jahrh. im Museum zu Gotha. Links steht in verkrampfter Stellung der mit einem Strick um Hals, Hände und Füße gefesselte Besessene. Beide Kniee sind gebeugt, der Kopf ist nach hinten überstreckt, die Augen nach oben verzerrt. In Tiergestalt entflieht der Teufel aus seinem Munde. Links steht Christus, die rechte Hand zur Beschwörung erhoben, begleitet von einem Apostel. In der Mitte dieses Bildes wiederholt sich dieselbe Darstellung der Heilung eines zweiten Besessenen. Auch hier sind die Füße gefesselt, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und ähnelt so in seiner Stellung dem zuletzt beschriebenen. Ganz rechts die Schweinherde von Gerasa und die in die Stadt eilenden Wächter.

Die Stelle nach Markus 5, 2 ff. wird im Evangeliar Otto II. in einer Zeichnung aus dem Jahre 1000 veranschaulicht. Das Evangelienbuch befindet sich in der Staatsbibliothek in München. Im oberen Teil der Darstellung gebietet Christus, der mit den Aposteln in einem Schiffe sitzt, dem Sturm und dem Meere Ruhe. Der untere uns interessierende Teil des Bildes zeigt die Heilung eines Besessenen durch Christus. Der Kranke, den wir noch im letzten Stadium seines Anfalles antreffen, hat den Kopf nach hinten gebogen, das Gesicht und die Glieder verkrampft; seine Arme und Füße liegen an Ketten, in stärkster Verrenkung sind die Arme nach seitwärts geworfen. Ein Dämon entflieht seinem Munde, während rechts vor ihm andere Teufel in die Herde fahren. Ganz links mehrere Apostel, deren Gesichter das Erstaunen über den Vorgang ausdrücken. Oben rechts sieht man wieder die Wächter, die zur Stadt eilen.

Eine Zeichnung im Evangeliar Kaiser Heinrich III. aus Echternach im Besitz der Bremer Stadtbibliothek bringt die Stelle Lukas 11, 14. Nach dieser brachte man Christus einen stummen und besessenen Menschen, den er heilte. Auf unserem Bilde sieht man den Teufel in Gestalt eines kleinen, geflügelten Menschen aus dem Munde des Kranken soeben entweichen. Die Haltung des an den Händen gefesselten Besessenen ist hier nicht so realistisch dargestellt, wie in der zuletzt beschriebenen Zeichnung. Der Kopf ist leichter nach hinten gebogen, die Augen weniger verzerrt; in der ganzen Körperstellung ist nur wenig von dem Ringen mit dem Dämon angedeutet.

Denselben naturalistischen Zug in der Darstellung der Stelle Matth. 17, 15, deren Illustration wir eingangs dieses Kapitels in einem Evangeliar des Aachener Domschatzes brachten, finden wir im Evangelienbuch Otto II. in der Staatsbibliothek in München. In übertriebener Überstreckung des Körpers sehen wir den jungen Mann im Höhepunkt seines Anfalles. Nur mit Mühe kann der Vater den Tobenden halten, der den Körper und die Arme mit starker Spreizung der Finger und Verkrampfung der unteren Gliedmaßen nach hinten wirft. Der Leib ist regelrecht vorgeschoben, aus dem Munde entweicht gerade der Teufel. So gibt dieses Reichenauer Buchgemälde vom Jahre 1000 in kaum zu überbietender Realistik einen großen hysterischen Anfall wieder.

In dem schon erwähnten Hortus deliciarum findet sich ein Besessener mit auf dem Rücken gefesselten Händen und halb auf dem Boden knieend; das Kinn ist nach vorne stark vorgeschoben, der Kopf nach hinten fast überstreckt; die fliegenden Haare, die verzerrten Augen, der gequälte Gesichtsausdruck bringen trotz der Primitivität der Zeichnung typisch die maniakalische Haltung zum Ausdruck; seinem Munde entfährt ein geflügelter Teufel.

In demselben Werke finden wir zwei Besessene mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, die großartig die Gewalt der dämonischen Erregung zum Ausdruck bringen; der Linke ist nur mit einer Hose bekleidet und wirft seinen Körper derart, daß die Haare sein Gesicht verdecken; der Rechte trägt nur einen Lendenschurz und bewegt sich auf den Zehenspitzen vorwärts. Seinen Körper hält er in eigenartiger verkrampfter und verdrehter Stellung, seine Haare „stehen ihm zu Berge". Seine Kniee sind leicht gebeugt, der Leib ist vorgeschoben, der Kopf stark nach hinten gestreckt.

Das gleich Buch zeigt noch ein junges Mädchen als Besessene, das man durch eine geöffnete Tür einer Art Hütte sieht; ihre Haare sträuben sich, die Hände sind zusammengelegt, ihrem Munde entweicht der Teufel.

In dem schon erwähnten Buche „Gaistliche vßlegong des lebes Jhesu Cristi" von Johann Zainer zeigt ein Holzschnitt auf Blatt 74 v oben: „wie cristus gesond macht ainen der besessen was." Von zwei Männern gehalten, die Beine weit auseinandergestellt, Körper und Kopf leicht nach hinten gebogen, sieht man den Besessenen mit erschlafften Händen nach beendigter Teufelsaustreibung. Wesentliche charakteristische Merkmale sind bei diesem Kranken nicht nachweisbar. In der Luft schwebt der Dämon in Gestalt eines gehörnten Tieres; Christus mit der erhobenen segnenden Hand steht vor ihm.

Die Innenseite des linken Flügels vom Martinsaltar aus St. Kathrein in der Laming, Museum Joanneum, Graz, von einem steirischen Meister um 1430, gibt die Darstellung einer Besessenenheilung durch den hl. Martin wieder. Nach S u i d a handelt es sich um den kranken Knecht eines Präfekten. Der Kranke kniet auf einer Steinstufe, sein nach hinten gebogener Kopf wird von einem Manne mit einiger Kraftanstrengung gehalten. Die Augen sind nach oben und innen verdreht, seine Haare stehen aufrecht, die Spreizstellung der linken Hand und die Streckung der Finger der rechten Hand deuten noch auf die Verkrampfung der Glieder hin. Der Mund ist eben geöffnet, in der Luft schweben die ausgetriebenen Teufel. Hinter dem Kranken befinden sich noch zwei weibliche Personen; neben dem Heiligen mit Mitra und Bischofsstab, der noch die beschwörende Hand über den Kranken hält, ein Knabe mit einem Buche in der rechten Hand.

Die Stelle Markus 4, 41 mit der Szene: Christus gebietet den Winden und dem Meere und die Heilung eines Besessenen bringt ein Kupferstich von Michael Wohlgemut im Kupferstichkabinett Berlin. Im Vordergrund kniet mit wirren Haaren und ängstlichen Blicken der Kranke, aus dessen noch weit geöffnetem Munde gerade der Teufel entwichen ist. Wie in einer Erschöpfung nach hartem Kampfe sinkt sein Körper vornüber. Die Augen befinden sich noch in eigenartig verdrehter Stellung. Vor ihm steht Christus, der die Heilung beendet weiß und sich Petrus zuwendet. Im Hintergrund auf dem Meere das Schiff mit den staunenden Aposteln.

In der Stadtkirche zu Besigheim zeigt ein Altarbild die Heilung der Arthemia durch St. Cyriakus. Das Bild stammt von Christoph von Urach aus dem Jahre 1520. Es muß sich um eine Besessenenheilung handeln, obschon die zu heilende vor dem Heiligen knieende Prinzessin keine eigentliche Krankheitssymptome zur Schau trägt. Unsere Annahme wird bestätigt durch die öfters sich wiederholende Darstellung der legendären Besessenenheilung des hl. Cyriakus, sodann durch die zum „Beschwören" erhobenen Finger der Rechten, das aufgeschlagene Rituale, nicht zuletzt durch die etwas posenhafte, theatralische Art der Haltung und Fingerstellung der Kranken mit einem überlegene Spannung bedeutenden Gesichtsausdruck. Hinter der Prinzessin steht ein Diener bereit, sie zu halten; neben ihr der Vater, der dem Heiligen das Buch hält, im Hintergrund noch drei weitere bereitstehende Diener. Als schroffer Gegensatz zu dem Mienenspiel der Kranken tritt uns die „sachliche" Ruhe des Cyriakus entgegen.

Ein kleiner Seitenflügel des Votivaltares in Weeze (Rhld.) von einem unbekannten Meister von etwa 1500 bringt noch einmal die Teufelsaustreibung der Königstochter Arthemia durch denselben Heiligen. In dem Mangel an charakteristischen Symptomen bei der Kranken ähnelt es der vorangehenden Darstellung. Lediglich der starre, geistesabwesende Blick, die Fesseln an ihren Händen, die der sie beschwörende Heilige hält, der schon in der Luft schwebende (auf dem Original schlecht zu erkennende) Teufel, den der hinter ihr stehende Vater (mit Krone und Zepter) staunend anstarrt, klärt den Sachverhalt und dokumentiert die Prinzessin als Besessene.

Ein Flügel des Hochaltares der ehemaligen Augustinerkirche in Nürberg aus dem 15. Jahrh. stellt eine Krankenheilung des hl. Veit dar. In einer Halle sieht man die jugendliche Gestalt des Heiligen, wieder mit erhobenen Fingern den vor sich befindlichen Kranken beschwörend. Aus stehender Stellung ist er wie an allen Gliedern gelähmt zu Boden gesunken und nur mit größter Kraftanstrengung hält ihn ein hinter ihm stehender Mann, dem schnell ein zweiter zu Hilfe kommt. Um den Hals hat der Besessene die Stola geschlungen, mit der der Heilige ihn hält. Noch steht der Mund offen, aus dem soeben der Dämon in Gestalt eines geflügelten, kleinen, schwarzen, menschenähnlichen Wesens gefahren ist. Geistesabwesend ist der Blick, der in die Ferne schweift. Hinter dem

hl. Veit eine Reihe teils interessierter, teils müßiger Zuschauer.

Eine seltene Federzeichnung aus dem 13. Jahrhundert im Codex Clm 13074 der Münchener Staatsbibliothek zeigt Illustrationen zu St. Bartholomäus. Im linken, oberen Teil des Bildes liegt eine Kranke am Boden, Menschen erheben betend ihre Hände zu dem Götzen Astaroth. Die am Boden liegende Kranke wartet aber vergeblich auf Heilung. Im Gegensatz dazu treibt der hl. Bartholomäus rechts oben einem Manne den Teufel aus. Ein anderer hält den Kranken an den Schultern fest, der mit gesträubten Haaren den Kopf nach hinten wirft, die Augen angstvoll nach oben richtet, während die schwarze Gestalt des Dämons seinen Mund verläßt. Unten links heilt Bartholomäus die besessene Tochter des Königs Polymius, die mit ängstlichem Mienenspiel das Entweichen des Teufels verfolgt; hinter ihr steht der königliche Vater. In der Darstellung rechts unten weist der Heilige die Geschenke des Königs zurück.

In dem schon erwähnten Buche von Burgkmair: Die Heiligen des Hauses Österreich finden sich drei Besessenendarstellungen in derselben schematischen Art der Zeichnung, wie wir sie bei seinen Lepraholzschnitten fanden. — In einer Kirchenhalle steht ein mit den Armen an einer Säule festgebundenes junges Mädchen, dessen Oberkörper nackt ist. Während der phantastisch dargestellte Teufel aus ihrem Munde entweicht, windet sie sich unter starken Verrenkungen des Körpers. Vor ihr steht die hl. Radegunde und legt ihr ein Kreuz auf das Haupt. Am Boden liegt noch ein Kranker, bei dem aber keine Krankheitszeichen zu erkennen sind.

Die zweite dieser Darstellungen bringt die Heilung einer stummen Besessenen durch St. Aldedrut. Die Heilige steht in einer Kirche in Ordenstracht mit einem großen Nimbus, in der Linken hält sie ein aufgeschlagenes Buch, die Rechte ist zum Schwur erhoben. Links auf einem Steinsockel hängt das Wappen des Kaisers Maximilian. Vor ihr steht an einer Säule mit Stricken gefesselt das besessene Mädchen. In der Form eines fabelhaften Tieres entfährt ihrem Munde der Dämon. In charakteristischer, theatralischer Stellung, die Kniee leicht gebeugt, hält sie den Leib vorgeschoben als Andeutung eines großen Zirkels; die Finger der linken Hand sind weit auseinander gespreizt. So ist diese Kranke im ganzen Ausdruck als Hysterische prachtvoll typisiert.

Der dritte Holzschnitt zeigt den hl. Hugo mit einer Monstranz in der Hand vor einem Besessenen. In derselben Art wie bisher sehen wir diesen wieder mit Stricken um Arme, Hände und Leib an einer Kirchensäule angebunden. Der Kranke windet sich unter furchtbaren Qualen mit stark nach hinten geworfenem Kopf und vorgestrecktem Leib. Der Teufel ist bereits seinem Munde entwichen.

Auf einem Triptychon eines Altares in der Pfarrkirche zu Kalkar finden wir eine Darstellung aus dem 16. Jahrh. mit dem hl. Antonius als derben schlichten Mann des Volkes im Begriff, über zwei besessene Kranke die Beschwörungsworte auszusprechen. Die beiden in eigenartiger Haltung ihres Körpers am Boden liegenden, den typischen arc de cercle zeigenden Besessenen sind an den Händen mit merkwürdigen Handschellen gefesselt. Die Starre ihrer Gesichter, die sie wie leblose Puppen erscheinen lassen, die verdrehten Augen lassen die lebendige Naturbeobachtung des Künstlers erkennen. Von den beiden Begleitern hält der rechte das Beschwörungsbuch in der Hand und verfolgt aufmerksam die Handlung. Etwas abseits steht hinter ihnen der Diener mit etwas dummen Gesichtsausdruck.

In der trefflichen Darstellung von Hans Wild von 1480 auf dem Ratsfenster im Ulmer Münster erkennen wir im Vordergrund den realistisch ausgeführten Besessenen, über den Christus mit segnender Hand die Beschwörungsworte spricht. Der Kranke ist auf die Kniee gesunken, den Oberkörper hat er nach hinten geworfen und wird von einem Manne an den Schultern gehalten. Das stark erregte Gesicht ist zur Grimasse verzogen, der Mund noch weit geöffnet, vor ihm sieht man den Teufel in der Luft schwebend. Gut zum Ausdruck gebracht ist die kontrahierte Fingerstellung beider Hände. Diese Symptome zusammen genommen typisieren diesen Kranken als Hysterischen.

Um 1480 malte Friedrich Pacher ein Altarbild in St. Wolfgang mit der Heilung eines Besessenen. Im Vordergrund dieser malerisch durchgebildeten Darstellung mit einer tief nach hinten führenden Architektur sitzt links in ruhiger, feierlicher Haltung der hl. Wolfgang. Er hat die Rechte zur Bekräftigung seiner Beschwörungsformel erhoben. Zu beiden Seiten stehen seine Begleiter; vor ihm eine kranke Frau mittleren Alters mit einem gequälten und Geistesabwesenheit zeigenden Gesicht. Die unruhigen Augen sind nach oben gerichtet, der Kopf ist leicht nach hinten gebeugt, die

krampfhaft gestreckten Hände betonen ihren kranken Seelenzustand; von zwei Männern wird sie gehalten, die mit Spannung die erlösenden Worte des Heiligen erwarten.

Ein Flügelbild von Jan Pollak des 1490 entstandenen Hochaltares der Peterskirche zu München zeigt eine Besessenenheilung in reicher Raumgestaltung, durch die die darzustellende Scene fast erdrückt wird. Im Vordergrunde rechts der hl. Petrus, wie alle übrigen Figuren in zeitgenössischer Gewandung. Ganz links wird ein Kranker herbeigetragen; vor dem Heiligen sitzend ein Besessener im Augenblick der Flucht des Dämons vor der Gewalt der Beschwörungsworte, dargestellt in der verkleinerten Form des sagenhaften Drachens; mit der Rechten fährt er in schmerzlicher Bewegung nach dem leicht seitlich geneigten Kopf, seine Augen sind nach links und oben gerichtet, die Finger der linken Hand stehen in eigentümlicher Verkrampfung. Außer diesen Zeichen sind keine weiteren Symptome seiner geistigen Erkrankung festzustellen.

Im Augsburger Museum stellt ein Gemälde von Bartholomäus Zeitblom aus dem 15. Jahrh. die Heilung eines Jünglings durch den hl. Valentin dar. Vor einem Hause steht der Heilige mit Mitra und Bischofsstab mit ernstem und doch mildem Gesichtsausdruck, die Beschwörungsformel sprechend; im Hintergrund die schmerzerfüllte Mutter in trefflicher Charakterisierung. Am Boden liegend ihr Sohn mit geistesabwesendem Gesicht, den Kopf auf ein Kissen aufgestützt mit hohlem Rücken und ausgebreiteten Armen; der Leib ist herausgestreckt, mit den Fersen stützt er den unteren Teil des Körpers, der Kopf ist stark nach hinten gebeugt. Dieser typische große Bogen, der die Annahme, daß es sich um einen Epileptiker handelt, widerspricht, deutet auf eine hysterische Attacke hin, die ihn als Besessenen kennzeichnet. Sicher hat der Künstler solche Anfälle beobachten können, da er so naturgetreu zu schildern weiß. Richer, der dieses Gemälde als Erster beschrieben hat, bestätigt unsere Annahme, wenn er schreibt: «S'il fallait faire un diagnostic, nous pourrions dire que ces deux derniers signes plaident plutôt en faveur de l'hystérie que de l'épilepsie.»

Von Jörg Breu stammt ein Gemälde in der Stiftskirche zu Zwettl von etwa 1500, das die Besessenenheilung durch St. Bernhard bringt. In heller Landschaft sehen wir den Heiligen in majestätischer Ruhe im Begriff, einen Besessenen zu beschwören; in der Linken hält er das Rituale, die aus-

gestreckten Zeige- und Mittelfinger deuten die Beschwörung an. Zwei Männer, deren Mienen lebhaft den Ernst der Situation und zugleich ihre verbissene Kraftanstrengung ausdrücken, halten die Rasende. Der Teufel hat die Kranke bereits verlassen. Diese selbst hat den Kopf rückwärts geworfen, den Mund geöffnet zu lautem Schrei, die Augen verdreht und nach oben gerichtet, das verzerrte Gesicht verrät Geistesabwesenheit, die Hände und Finger stehen in typischer Krampfstellung; in künstlerisch überaus feiner Art ist ihre ganze seelische Qual zum Ausdruck gebracht. Die ganze Darstellung hat mit ihren wundervollen Kontrasten, ihrem Hineingestelltsein in die Landschaft und ihren leuchtenden Farben durch die beschriebene Szene etwas außergewöhnlich Dramatisches und Bewegtes.

Aus dem „Heiligenleben" von Anton Koberger, Nürnberg 1471, stammt ein Holzschnitt eines unbekannten Meisters aus Westdeutschland mit einer Besessenenszene. In einer hügeligen, öden Landschaft sieht man den an Händen und Füßen mit Stricken gebundenen und von drei Männern gehaltenen Kranken mit ängstlich verzerrtem Gesichtsausdruck. Er hat den Kampf mit dem Dämon beendet, der Gast der Hölle entflieht unter den Besprengungen einer Heiligen mit geweihtem Wasser, die noch den Wedel in der Hand hält; ihre staunenden und betenden Ordensschwestern stehen hinter ihr. Charakteristisch sind die gebeugten und vorgeschobenen Beine des Kranken, die Wendung des Kopfes und des Körpers nach hinten sind eben noch angedeutet.

Ein in der Universitätsbibliothek zu Basel befindlicher Holzschnitt aus dem 16. Jahrh. trägt die Überschrift: „O heiliger herr sant Anstet, zu Widersdorff im Westerrych bit Got für unss armen Sünder". Die Zeichnung zeigt einen in einer Holzwanne sitzenden Besessenen, der vom hl. Anstet mit einer um den Hals geschlungenen Stola gehalten wird, während mehrere Teufel unter dem Exorcismus des Heiligen aus dem Munde entweichen. Die Augen des Kranken sind verdreht, der Kopf ist nach hinten gebogen, die Hände sind gefesselt. Seitlich stehen die betenden Angehörigen. Bemerkenswert ist die symbolhafte Darstellung im oberen Teil des Holzschnittes: Aus einer Wolke vom Himmel her kommen Steine und Pfeile als Zeichen des göttlichen Zornes, der die Menschen heimsucht. Das Licht in der Hand der Frau bedeutet das Zeichen Christi als des Besiegers der Gewalten der Finsternis, die Stola als Zeichen der Macht des Priesters; sie

ist um den Hals des Besessenen geschlungen, damit er nicht im Augenblick des Exorzismus von den in ihm wohnenden Dämonen davon geführt wird. Das Schwein und das Schaf sind Attribute des Heiligen, wohl in Anlehnung an die Darstellungen des hl. Antonius.

Die gleiche Darstellung findet sich in Paul Heitz: „Originalabdruck von Formschneiderarbeiten des 16. und 17. Jahrhs. meist aus verschollenen Volksbüchern" Straßburg 1894 als Tafel 86. Dem Künstler scheint das vorhergehende Bild als Vorlage gedient zu haben. Für die spätere Darstellung spricht der beseeltere Gesichtsausdruck des Besessenen. Aus dem noch geöffneten Munde sind zwei Dämonen entwichen. Das Gesicht des Kranken ist fast zur Grimasse verzogen.

In einer typischen Art schildert Holbein d. Ä. den Höhepunkt der Teufelsaustreibung durch Christus auf einem in der Staatlichen Gemäldegalerie in Augsburg befindlichen Altarbild aus dem 15. Jahrh. Im oberen Teil dieses Bildes stehen um Christus die gläubig aufschauenden Apostel und disputierende Zuschauer. Im Vordergrund sieht man Christus in einer sicheren, vertrauenden Haltung, die rechte Hand zum Schwur erhoben. Der besessene Mann, der am linken Bein und an der linken Hand eine schwere Kette trägt und von einem anderen an der rechten Hand gehalten wird, befindet sich gerade im Lösungsstadium des Anfalles. Noch hat er den Mund geöffnet, aus dem der Teufel in Gestalt eines kleinen menschlichen Wesens entwichen ist; die Augen sind geschlossen, die Finger und selbst die Zehen gespreizt, der ganze Körper in leichter Biegung nach hinten, die noch die im Moment vorher sicher stärkere maniakalische Haltung andeutet, und prachtvolle naturalistische Beobachtung erkennen läßt. Unten knieen betend eine Reihe Ordensfrauen und Mädchen in Bürgerstracht.

Von Matthias Grünewald besitzt das Städelche Kunstinstitut in Frankfurt a. M. ein Altarbild, das eine Teufelsaustreibung durch den hl. Cyriakus beschreibt. Die zu seiner Rechten knieende besessene Prinzessin, die Tochter des Kaisers Diokletian, die der Heilige nach der Legende geheilt haben soll, hat den Körper leicht nach hinten gebogen, das Gesicht nach oben gerichtet und den Leib vorgeschoben. Beide Arme sind verkrampft, die Finger besonders der rechten Hand extrem gespreizt. Die Gesten beider Hände sind bezeichnend. Die nur halb geöffneten Augen sind verdreht,

ihr Antlitz ist bis zur Grimasse entstellt. Der Heilige hat seine Stola um den Hals der Kranken geschlungen und drückt mit Gewalt mit seinem Daumen das Kinn herunter, damit sich die fest aufeinandergepreßten Lippen öffnen und der Dämon entfliehen kann. Eindeutig ist auch hier die Kranke mit den oben beschriebenen Symptomen als Hysterische zu betrachten.

Ergebnis.

Übersieht man das aus allen Gebieten Deutschlands zusammengetragene z. T. noch unveröffentlichte Material vorliegender Arbeit, so fällt die große Fülle der Lepradarstellungen in fast gleichmäßiger geographischer Verbreitung auf. Es darf diese Tatsache durchaus nicht wundernehmen, da der Aussatz wie keine andere Krankheit Jahrhunderte lang fast in gleicher Intensität, verbreitet durch die in der Zahl wachsenden Verkehrsstraßen, dem deutschen Volk Elend und Tod brachte. In den Miniaturen des 9. und 10. Jahrhunderts finden wir die frühesten Leprabilder, die in strenger Anlehnung an die Bibel gehalten sind und deswegen allenthalben die durch Striche und Punkte angedeutete Fleckform zeigen. Diese Ausdrucksweise erhält sich auch in den Buchillustrationen, Wandgemälden und Tafelbildern, sofern sie Wiedergabe des Alten und Neuen Testamentes sind, bis ins 14., z. T. sogar bis zum 15. Jahrhundert. Bei den Heiligendarstellungen mit Leprakranken zeigt sich vom Anfang des 14. Jahrhunderts an eine Änderung der Darstellungsweise, es mehren sich Beispiele, die die Erscheinungen der Nervenlepra und der Mischformen veranschaulichen. Aus der frühen Zeit der ersten Lepradarstellungen geht hervor, daß das Krankheitsbild in Deutschland vor den ersten Kreuzzügen bekannt war; es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß eine Vermehrung des Aussatzes in deutschen Gebieten durch die Kreuzzüge herbeigeführt wurde. Sichere Einflüsse — das gilt auch für die übrigen Krankheitsbilder — konnten nicht nachgewiesen werden.

Gegenüber dem Aussatz stehen die übrigen Seuchendarstellungen an Zahl sehr zurück. Es war nicht einmal möglich, von der Tanzwutkrankheit irgendeine deutsche Darstellung trotz eifriger Nachforschung in der gesamten einschlägigen Literatur, in Museen und Bibliotheken aufzufinden; als Ersatz brachte ich deshalb in meiner Arbeit eine

Darstellung der Tanzwut von Pieter Brueghel und zwei nach dieser angefertigte Kupferstiche von Hondius.

Sehr gering ist auch der Niederschlag in der Kunst, den das Geißlerwesen fand. Nur zwei Darstellungen aus dem 15. Jahrhundert konnten nachgewiesen werden. Es ist aber wie bei der Tanzwut so auch hier zu bedenken, daß beide Erkrankungen einen mehr episodischen Charakter zeigten, daß sie in begrenzten Zeiten und in begrenzten Gebieten auftraten und den Künstlern anscheinend fremd blieben. Im Gegensatz dazu konnte das Besessenheitswesen, das mehrfach schon im Neuen Testament Erwähnung findet und das ganze frühe und späte Mittelalter beherrschte, ausgiebigen Stoff zur Darstellung bieten. Entsprechend war auch das gefundene Material ein großes. Seine ersten Darstellungen finden wir bereits im 9. Jahrhundert und in gleichmäßiger Verteilung in den folgenden Jahrhunderten.

In dem Ergebnis der Sammlung der Pest- und Syphilisdarstellungen war kein bemerkenswerter Unterschied festzustellen. Interessant ist die Beobachtung, daß nicht die Zeit des „schwarzen Todes", sondern erst die späteren Pestjahre ab 1470 für die Darstellung in Betracht gekommen sind. Diese Tatsache könnte damit erklärt werden, daß die Kunst während dieser Schreckensjahre darniederlag und es später bei dem meist schnellen Verlauf der Krankheit und raschen Tode an Vorbildern fehlte. Die Syphilis dagegen wurde sofort nach ihrem ersten Auftreten in Deutschland in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts dargestellt.

Weniger zahlreich ist das Bildmaterial des Antoniusfeuers, dessen erster Niederschlag im 12. Jahrhundert nachweisbar und bis in die 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts zu verfolgen ist.

Wenn Holländer in seinem 1923 erschienenen Werk: Plastik und Medizin sagt, daß nur von Wahrscheinlichkeit und Ähnlichkeit der bildlichen Darstellung mit einem Krankheitstyp, nicht aber von wissenschaftlicher Exaktheit die Rede sein könne, so konnte in vorliegender Arbeit der Nachweis gebracht werden, daß es reichlich Bildwerke aus der Zeit des Mittelalters gibt, die in ihrer Typisierung und Ausgeprägtheit der Symptome keinen Zweifel an der Diagnose aufkommen lassen. Es wurde deshalb eine Unmenge von Bildern mit Krankheitserscheinungen aus Mangel an hinreichenden Symptomen ausgeschaltet und in dem Kapitel Lepra die zweifelhaften von den sicher diagnostizierbaren

abgetrennt. Bei Bildwerken, die vielleicht bei kritischer Beurteilung hätten Zweifel bieten können, z. B. bei verschiedenen Pest- und Spyhilisdarstellungen, war die Berücksichtigung der Begleitumstände entscheidend. Somit muß die erste Frage in der Einleitung bejaht werden.

Die Frage nach dem Beweggrund für die Darstellung dieser von der Menschheit ausgestoßenen oder aber gemiedenen Unglücklichen rückt die Frage in den Vordergrund: Mußte der Künstler nicht von der Scheußlichkeit des Schauspiels und dem schrecklichen Anblick der Kranken abgestoßen werden. Die Antwort liegt in der Gegenfrage: Konnte bei dem Thema der Verherrlichung eines Heiligen seine Tugend und Menschenliebe deutlicher zum Ausdruck kommen, als in der Darstellung der Pflege dieser zurückgestoßenen und verachteten Menschen? Sicher nicht. Auch die Schilderung von Wunderheilungen dieser Kranken durch Christus oder durch die Vermittlung von Heiligen gewann erst wahre Größe durch die Darstellung dieser als unheilbar geltenden Hilfesuchenden. — Namhafte Künstler sind an den Schrecken dieser Seuchen nicht vorbei gegangen. Das Leid, das sie täglich vor Augen hatten, mußte sie erschüttern, und die einen haben es mit gedämpfter Stimme, andere in wenig zurückgehaltener Realistik zum Ausdruck gebracht, je nach der Epoche, in der die Kunstwerke entstanden.

Vom 9. bis zum 11. Jahrhundert ist bei den Krankheitsdarstellungen ein gewisses mechanisches Kopieren von Arbeiten der Frühkirche nachweisbar. Bei den Illustrationen von Heilungen Aussätziger wird die Krankheit selbst, wie schon oben angeführt, durch irgendwelche wahllos und uncharakteristisch hingezeichnete Flecke oder Striche dargestellt. Im 12. Jahrhundert sehen wir erstmalig realistischere Formen, so z. B. in der Wandmalerei in St. Kunibert, Köln, auf der Kranke mit Antoniusfeuer mit fehlenden Händen und Füßen und Verbänden an den Unterschenkeln abgebildet sind. Bleibt dieses Beispiel Einzelfall in dieser Epoche, so bringt die Gotik in reicher Anzahl wirklichkeitsnahe Krankheitsdarstellungen, bei denen jedoch wie bisher der Kranke immer in Beziehung zum Sakralen steht, da auch die Gotik keine Krankheitsbilder suigeneris kennt. Es sind entweder Darstellungen von wunderbaren Krankheitsheilungen aus dem Alten oder Neuen Testament bzw. durch einen Heiligen der Frühkirche, oder es sind Darstellungen von Heiligen, denen gleichsam als Emblem ein Kranker mit für diesen Heiligen

charakteristischem Krankheitsbilde beigegeben ist. Die Kennzeichen der Krankheit wurden in dieser Epoche auf verschiedene Art charakterisiert: 1. Die Krankheit wird nur durch ein Symbol angedeutet, z. B. die Mutterkornkrankheit durch das Antonius-„Feuer", das den daran Leidenden aus den Fingerspitzen zu sprühen scheint. 2. Die Krankheit wird zwar deutlich erkennbar, aber nicht in ihrer realistischen Heftigkeit und Ganzheit dargestellt; es zeigt z. B. der Kranke ein Stück kunstvoll angelegten Verbandes, der die Mutilation des betreffenden Gliedes andeuten soll; oder die Krücke kennzeichnet die Lähmung oder das mutilierte Glied ist auf der Zeichnung überhaupt nicht sichtbar. 3. Die Krankheit wird ganz realistisch mit allen diagnostisch wertvollen Kennzeichen zur Darstellung gebracht, um durch bewußte Abbildung des Häßlichen der Krankheit das Transzendentale in der Figur des Heiligen umso mehr zu betonen. Auch wird im Gegensatz zu der überirdischen, hohen Gestalt des Heiligen der Kranke in unnatürlicher Kleinheit und, wohl um die überragende Größe des Heiligen auszudrücken, in starker Realistik gebracht. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts kann man eine Zunahme solcher Bildwerke feststellen, da die Volksreligiösität nach Schutzheiligen verlangte, die das Volk sichtbar vor Augen hatte, um sie in seiner Not anzurufen.

Hatte schon die Spätgotik in ihren Darstellungen mehr sinnfälligere Formen und Inhalte angenommen, so vollzog sich der Wandel vom rein Ideenmäßigen zum Wirklichkeitsnahen vollends in der folgenden Kunstperiode. Die Darstellungen sind auch in dieser Zeit noch zu einem großen Teil aus der hl. Schrift, der Legende der Heiligen und Lokalpatrone entnommen, aber alles Irrationale, Überirdische, Verklärte, Geheimnisvolle erscheint verpönt, es sind durchaus reale Gestalten aus der Umgebung, hineingestellt in irgendeine alltägliche Umwelt. Daneben entwickelt sich aber auch eine Vorliebe für Schilderungen des Greisenhaften, Morbiden, Verfallenden, des ausgesprochen Häßlichen und des Dämonischen. So vermitteln uns die Darstellungen dieser Epoche mit ihrem Realismus ein prägnantes Bild der düsteren, verzweifelten Stimmung der letzten großen Seuchenjahre, die in dem Dämonismus ihre Auswirkung findet, und geben einen interessanten Einblick in jene Zeit.

Literaturverzeichnis.

Amira, Karl von: Sachsenspiegel, Leipzig 1902. Bd. 1.

Anshelm, Valerius: Die Berner Chronik des Valerius Anshelm. Herausgegeben vom histor. Verein des Kantons Bern. Bern 1886. Bd. 2. Dieselbe, Bern 1901. Bd. 6.

Ashmead, A. S.: Präcolumbische Lepra. American Journal of Dermatology and genito-urinary Diseases. 1898 and 1899.

Astruc, Joh.: De morbis venereis libri sex. Frankfurt und Leipzig 1784. 8.

Athanasius: Des heiligen Athanasius Leben des heiligen Antonius. Übersetzt von Anton Richard (Kempten 1875).

Baader, Joseph: Eine Fahrt an den Bodensee. Badenia, Bd. I. 1859.

— Nürnberger Polizeiverordnungen aus dem 13.—15. Jahrhundert, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Nr. 63, Stuttgart 1861.

Baas, Karl: Mittelalterliche Gesundheitspflege im heutigen Baden. Neujahrsblätter d. bad. histor. Kommission. N. F. 12. Heidelberg 1909.

— Uranfänge und Frühgeschichte der Krankenpflege. Archiv für Geschichte der Medizin, Bd. 8 (1914), Heft 2 und 3.

— Zur Geschichte der mittelalterlichen Heilkunst im Bodenseegebiet. Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 4 (1906), Heft 2.

Bargheer, E.: Eingeweide. Berlin und Leipzig 1931.

Beneke: Die Pest. Hamburg 1900.

Bergmann, von A.: Die Lepra. Deutsche Chirurgie, Lfg. 106. Stuttgart 1897.

Berler, Maternus: Chronik von Berler. Code historque et diplomatique de la ville de Strasbourg. Straßburg 1842. Bd. 1. 2. Teil.

— in: Fuchs: Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495—1510. Göttingen 1843.

Burgkmair, Hans: Images de Saints et Saintes issus de la famille de l'empereur Maximilian X. Vienne 1799.

Bloch, Iwan: Der Ursprung der Syphilis. Abt. I, Jena 1901; Abt. 2, Jena 1911.

Boccaccio: Decamerone. Giorn. 1. Introd.

Bollinger: Milzbrand. Ziemssens Handbuch der spez. Path. u. Ther. 1876.

Bremen, Otto von: Die Lepratuntersuchungen der Kölner medizinischen Fakultät von 1491—1664. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrgang 18 (1899).

Brunn, W. von: Vom ärztlichen Berufs- und Standesleben im Mittelalter. Ärztliche Mitteilungen, Jahrgang 26 (1925), Nr. 35.

Brunschwig, H.: Liber pestilentialis. Straßburg, Grüninger 1500.

Brunsfels, O.: Catalogus illustr. medicorum. Straßburg. Schott 1530.

Burger: Deutsche Malerei. Handbuch der Kunstwissenschaft.

Carbol et Léclerq: Dictionaire d'archeologie chretienne. Bd. 8. II. Paris 1929.

Charcot, Jean-Martin: Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière. Paris 1888.

Charcot, J. M. et Richer, Paul: Les difformes et les malades dans l'art. Paris 1889.

Chroniken: Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Bd. 7 u. 8 (Leipzig 1869 u. 1870).

Cicero: De officiis. Augsburg 1531.

Clarus: Die Grundlage der christl. Mystik im Leben des hl. Einsiedlers Antonius. Münster 1858.

Clemen, Paul: Die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden. In: Publikationen der Ges. f. Rhein. Geschichtskunde, Bd. XXXII, Düsseldorf 1916.

— Die gotischen Wandmalereien der Rheinlande. In: Publikationen der Ges. f. Rhein. Geschichtskunde, Bd. XLI, Düsseldorf 1930.

— Der Echternacher Evangeliumcodex in Gotha. Neujahrsgabe der Vereinigung von Freunden des kunsthist. Instituts in Bonn. Bonn 1930. Privatdruck.

Burgkmair, Hans: Österreichische Heilige. 1518. Universitätsbibliothek Breslau.

Comment l'Europe au moyenâge se protegea contre la lèpre. Extrait du bulletin de la societé francaise d'histoire de la médicine. Paris 1931.

Damrich, Joh.: Antonius der Einsiedler. Eine legendarisch-ikonographische Studie. Archiv für christl. Kunst, 19. u. 20. Jahrg. Stuttgart 1901 u. 1902.

Diepgen, Paul: Deutsche Medizin und Deutsche Kultur. Deutsches Ärzteblatt 1933, Nr. 25.

— Die Theologie und der ärztliche Stand im Mittelalter. Berlin-Grunewald 1922.

— Geschichte der Medizin. I—V. Berlin u. Leipzig 1923—1928. (Sammlung Göschen).

Ebstein, Wilhelm: Zur Frage der Lepra in der Malerei. Virch. Arch. Bd. 189. Berlin 1897.

Eggerdes, A.: Der grausamen Pestseuche gründl. und wahrhaft. Abbild. Breslau u. Liegnitz 1710—20.

Ehrle, C.: Dr. Heinrich Stainhöwels regimen Pestilentiae. Deutsches Archiv für Geschichte der Medizin u. medizinische Geographie, Bd. 3 (1880).

Falloppius, Gabr.: De morbo gallico tractatus. Venet. 1565. 8.

Feulner: Die Deutsche Plastik des 16. Jahrh. München 1926.

Flahault: Le culte de St. Roche dans la Flandre maritime. Dunk, 1904.

Folz, Hans: Spruch von der Pestilenz. Nürnberg 1482.

Fracastorius, Hieronym.: Syphilis s. morbus gallicus. Veronae 1530.

Friedberg, H.: Die Lehre von den venerischen Krankheiten in dem Alterthume und Mittelalter. Klinisch und geschichtlich dargestellt. Berlin 1865. 8.

Frohn, W.: Arzt und Lepra im Rheinland. Med. Diss. Bonn 1929.

— Der Aussatz im Rheinland. In: Arbeiten zur Kenntnis der

Geschichte der Medizin im Rheinland und in Westfalen. Heft 11. Hrsg. P. Krause. Jena 1933.

— Lepradarstellungen in der Kunst des Rheinlandes. Berlin 1936.

Fuchs, C. H.: „Cronica van der hilligen Stat Coellen" in: Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495 bis 1510. Göttingen 1843.

— Das heilige Feuer im Mittelalter. (Hecker's Annalen), Bd. 28, Berlin 1834. 8.

— Theodorici Ulsenii Phrisii Vaticinium in epidemicam scabiem, quae passim toto orbe grassatur; nebst einigen anderen Nachträgen zur Sammlung der ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland. Göttingen 1850. 8.

Geisberg, M.: Der Deutsche Einblattholzschnitt im 16. Jahrhundert. München 1930.

Gemeiner, C. Th.: Reichsstadt Regensburgische Chronik, 4. Bd., Regensburg 1800—1824.

Gersdorf, Hans von, genannt Schylhans: Feldbuch der Wundarztney. Straßburg 1517.

Gillen, Otto: Ikonographische Studien zum Hortus Deliciarum der Herrad von Landsberg. Berlin 1931. (Kunstwiss. Studien, Bd. 9), 94.

Griesinger: Infektionskrankheiten. Erlangen 1857. II. Bd. 2. Abt.

Großmann, K.: Über die Ursache der Lepra und ihre Ausbreitung in Europa. British med. Journal. 1896.

Gruhle, Hans: Psychiatrie für Ärzte. Berlin 1922.

Gruner, Ch. G.: De morbo gallico scriptores medici et historici, partim inediti, partim rari etc. Jen. 1793. 8.

Guy de Chauliac: in: Haeser: Geschichte der epidem. Krankheiten. 3. Auflage. Jena 1882.

Haeser, H.: Bibliotheca epidemiographica. 2. Aufl. Greifswald 1862.

— Geschichte der epidem. Krankheiten. 3. Aufl. Jena 1882.

Hamann, Richard: Frührenaissance der italienischen Malerei. Jena 1909.

Haupt, M.: Engelhard. Eine Erzählung von Konrad von Würzburg. 2. Aufl. Leipzig 1890.

Hecker, J. F. C.: Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Berlin 1832.

— Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters, herausgegeben v. A. Hirsch, Berlin 1865.

— Der schwarze Tod im 14. Jahrh. Nach den Quellen für Ärzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet. Berlin 1832.

— Der Englische Schweiß. Ein Beitrag zur Geschichte des 15. u. 16. Jahrh. Berlin 1834.

Heitz, Paul: Originalabdruck von Formschneiderarbeiten des 16. u. 17. Jahrhunderts. N. F. Straßburg 1894.

Heitz, Paul und Schreiber, W. L.: Pestblätter des 15. Jahrhunderts. Straßburg 1901.

Henschel, A. W. E. Th.: Der älteste medizinische Codex der Breslauer Universitätsbibliothek. Janus 1846, I, 664.

Hensler, Ph. Gabr.: Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des 15. Jahrhunderts ausbrach. Altona 1783. 8.

— Vom abendländischen Aussatze im Mittelalter, Hamburg 1790.

Hoeniger, Robert: Der schwarze Tod in Deutschland. Berlin 1882.

Hohenemser, Paul: Flugschriftensammlung Gustav Freytag. Frankfurt a. M. 1925.
Holländer, Eugen: Die Medizin in der klass. Malerei. Stuttgart 1923.
Hortus sanitatis: Hortus sanitatis. Straßburg, Joh. Pryß., ca. 1498.
Hovorka, O. v. u. Kronfeld, A.: Vergleichende Volksmedizin. 2 Bände. Stuttgart 1908, 1909.
Hilka, Alfons: Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach, I, Bonn 1933. In: Publikation der Ges. f. Rhein. Geschichtskunde, XLIII.
Hufeland: Bemerkungen über das Nervenfieber. Jena 1799.
Jadassohn: Handbuch der Haut- u. Geschlechtskrankheiten, Bd. 23, Berlin 1931.
— Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten, Bd. X, 2. Berlin 1930.
— Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten, Bd. XIV, 2. Berlin 1928.
Jung, Wilhelm: Die Kunstdenkmäler der Stadt Frankfurt a. O. Berlin 1912.
Keisersbergs, Dr.: Dr. Keisersbergs Postill. Straßburg 1522.
Kerler, Dietrich, Heinrich: Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905.
Klebs, A. L. u. Droz, E.: Remèdes contre la peste. Paris 1925.
Knoll, W.: Ein Beitrag zur Geschichte der Lepra. Berlin 1898.
Kotelmann, L.: Gesundheitspflege im Mittelalter. Kulturgeschichtliche Studien nach Predigten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Hamburg und Leipzig 1890.
Kraus, F. X.: Die Miniaturen des Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier. Freiburg 1884.
— Die Miniaturen der manessischen Liederhandschrift. Straßburg 1887.
Kreutz, Rudolf: Pest und Pestabwehr im alten Köln. Köln 1933.
Kugler: Kleine Schriften u. Studien zur Kunstgeschichte, II. Stuttgart 1854.
Lallemand: Histoire de la charité au moyen-âge. Paris 1906.
Lamprecht: Der Bilderschmuck des Codex Egberti zu Trier u. des Codex Epternacensis zu Gotha. In: Jahrbuch des Vereins v. Altertumsfreunden im Rheinlande. Heft LXX, Bonn 1881.
Lechner, Karl: Das große Sterben in Deutschland in den Jahren 1348—1351, Innsbruck 1884.
Lecoye de la Marche, A.: St. Martin. Tours 1880.
Leidesdorf, Max: Lehrbuch der psychischen Krankheiten. Erlangen 1865.
Leidinger, Georg: Einzelholzschnitte des 15. Jahrhunderts in der K. Hof- und Staatsbibliothek München. Bd. I. Straßburg 1907.
Lersch, M.: Geschichte der Volksseuchen. Berlin 1896.
Lesser, E.: Zur Geschichte des Aussatzes. L. C. I (3) S. 12.
Limburger Chronik: Limburger Chronik. Marburg 1828.
Luisinus, (de Luigini), Aloysius: De morbo gallico omnia quae extant apud omnes medicos cujuscunque nationis etc. Venet. 1566. 1567.
— De morbo gallico etc. tom tertius. 1789.

P. L. Maldura in vitam S. Rochi contra pestem Epidemie. Mainz ca. 1480. Hain 10546.

Martin, Alfred: Beiträge zur Kultur des Aussatzes. Fortschritte der Medizin Nr. 19. Berlin 1932.

— Beiträge zur Geschichte der Syphilis in deutschen Landen im 15. u. 16. Jahrhundert. Dermatologische Wochenschrift, Bd. 70. 1920.

— Die Aussätzigenklapper im heutigen Volksmund. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Jahrg. 37, Heft 2. 1927.

— Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde. in Berlin 1914, H. 2 und 3.

Marzell, H.: Volksmedizin. Deutsche Volkskunde, hrsg. von A. Spamer. Bd. I. 1934.

Meffert: Caritas und Volksepidemien. In: Schriften zur Caritaswissenschaft. Hrsg. von Weber, Auer, Keller, Bd. I, Freiburg 1925.

Meige, Henry: La lèpre dans l'art. In: Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière. 10. Bd. Paris 1897.

Meyer-Steinegg u. Sudhoff, Karl: Geschichte der Medizin. Jena 1921 u. 1928.

Numeister, Joh.: Agenda Moguntinensis. Mainz 1480.

Oppenheimer, Karl: Die pflanzlichen Mikroorganismen und die Menschheit. In: Hans Kraemer: Der Mensch und die Erde. 3. Bd. Berlin 1907.

Pauli: Schimpf u. Ernst. Augsburg 1533.

Pestschriften: Pestschriften und Pestverordnungen aus dem Mittelalter. Ref. in Berliner klin. Wochenschrift 1898.

Peters, H.: Der Arzt und die Heilkunst der deutschen Vergangenheit. Monogr. zur deutschen Kulturgesch., herausgeg. v. Georg Steinhausen. Leipzig 1900.

Petrarca: Petrarca's Trostspiegel. Augsburg 1536.

— Von der Artzney bayder Glück. Augsburg 1533.

Pinder, Wilh.: Die deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts. München 1924.

Pintor: bei Luisin. III. 87.

Proksch, J. K.: Die Geschichte der venerischen Krankheiten, Teil 2. Bonn 1895.

Regensburger Flugblatt: Regensburger Flugblatt ca. 1500. München Hofbibliothek.

Reiter: Mortilogus. Augsburg, Oeglin u. Nadler 1508.

— St. Sebastian. Eine kulturgeschichtliche Studie. Rottenburg 1916.

Richer, Paul: L'art et la médicine. Paris 1901.

Ricord, Philippe: Traité complet des maladies vénériennes. Clinique iconographique de l'Hôpital des Vénériens. Paris 1841.

Romdahl, Axel, L.: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses 25, 3. Wien u. Leipzig 1905.

Rosenthal, Dr. Osk.: Über die Wunderheilungen u. ärztl. Schutzpatrone in der bildenden Kunst. Leipzig 1925.

Ruppert, Ph.: Chroniken der Stadt Konstanz. Konstanz 1891.

Sach, Aug.: Deutsches Leben in der Vergangenheit. Bd. I, Halle 1890, Bd. 2, Halle 1891.

Sigerist, H. E.: Sebastian-Apollo. Sudhoff's Arch. f. Gesch. d. Med. XIX (1927), 30 I. f.
Spieker: im: Frankfurther patriotischen Wochenblatt. 1835; Bd. 2.
Sprengel: Geschichte der Medicin. 3te Aufl. Bd. II.
Sudhoff, Karl: Deutsche medizinische Inkunabeln, Studien zur Geschichte der Medizin, Heft 2 und 3, Leipzig 1908.
— Aus der Frühgeschichte der Syphilis. Studien zur Geschichte der Medizin, Heft 9, Leipzig 1912.
— Der Ursprung der Syphilis. Leipzig 1913.
— Die Clewer Leprosenordnung vom Jahre 1560, Archiv für Geschichte der Medizin, Bd. 4 (1911).
— Karl: Die ersten gedruckten Pestschriften. Steinhövel-Arnold Klebs. Verlag der Münchener Drucke. (Vermutl. in den letzten Jahren erschienen).
— Ein deutsches Pestregiment aus dem 14. Jahrhundert, Archiv für Geschichte der Medizin, Bd. 2 (1909).
— Graphische und typographische Erslinge der Syphilisliteratur aus den Jahren 1495 und 1496, München 1912.
— Pestschriften aus den ersten 150 Jahren nach der Epidemie des schwarzen Todes 1348, Archiv für Geschichte der Medizin, Bd. 17 (1925).
Suida, Wilhelm: Österreichische Kunstschätze. II. Jahrg. Wien 1912.
Swarzenski, Hanns: Beiträge zur Niederrhein. Buchmalerei. Inaug.-Diss. Frankfurt a. M. 1927.
— Eine Handschrift von Gregors „Moralia in Job" in Herzogenburg, Niederösterreich: In Wallraf-Richartz-Jahrbuch N. F. Bd. I, Frankfurt a. M. 1930.
— Vorgotische Miniaturen. Leipzig 1927.
Swarzenski, Georg: Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrh. Leipzig 1931.
— Die Salzburger Malerei von den ersten Anfängen bis zur Blüte des roman. Stils. Leipzig 1908.
Steinhausen, Georg: Geschichte der deutschen Kultur, I. u. II. Bd. Leipzig u. Wien 1913.
— Geschichte der deutschen Kultur. 1929.
Steinhöwel, H.: Büchlein der Ordnung der Pestilenz. Hain, 1473. Joh. Zainer.
— Pestregiment. Hain, 1484. Joh. Zainer.
Sticker, Georg: Abhandlung aus der Seuchengeschichte u. Seuchenlehre. Bd. I, Gießen 1908—1910.
— Die Pest, Bd. I von Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre, Gießen 1908.
— Geschichte der ansteckenden Krankheiten. In Sudhoff, Studien zur Geschichte der Medizin.
Stricker, Wilh.: Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a. M.; Frankfurt a. M. 1847.
Schedel's Weltchronik: Weltchronik, Nürnberg, Koberger, 1493.
Schellig: bei Fuchs, S. 73 u. 74.
Schmidbauer, Richard: Einzelformschnitte des 15. Jahrhunderts in der Staatsbibliothek Augsburg. Straßburg 1909.
Schmoll: Die hl. Elisabeth in der bildenden Kunst des 13. bis 16. Jahrh. In: Beiträge zur Kunstgeschichte Hessens und des Rhein-Maingebietes. Heft 3. Marburg 1918.

Schopff, Philippus: Kurzer aber doch ausführlicher Bericht von dem Aussatz, auch dessen vrsachen, Zeychen, vnd luration. Straßburg 1582.
Schöppler: Die Geschichte der Pest zu Regensburg, München 1914.
Schramm, Albert: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. XIV u. Bd. V. Leipzig 1931 u. 1923.
Schreiber, W. L.: Holzschnitte und Schrotblätter aus der Universitätsbibliothek in Tübingen, Straßburg 1906.
Schubring, Paul: Matthias Grünewalds Isenheimer Altar zu Kolmar. Leipzig 1911.
Schulz: Der Äbtissin Hildegard von Bingen Ursachen u. Behandlung der Krankheiten. München 1933.
Schnurrer, F.: Chronik der Seuchen, Teil 2. Tübingen 1823.
Vigo de, Joh.: Luisin. III. 126.
— bei Luisin. 449.
Virchow, R.: Archiv für pathologische Anatomie, Bd. 20 (1861).
— Archiv f. patholog. Anatomie u. Physiologie u. klin. Medizin, Bd. XXII (1861).
— Handbuch der spez. Path. u. Ther. Erlangen 1855, Bd. II. 1. Abt.
Wade, Oliver: Stalkers of Pestilence. New Jork 1930.
Wegener, Hans: Beschreibende Verzeichnisse der Miniaturen-Handschriften der preuß. Staatsbibliothek zu Berlin. Bd. V. Leipzig 1928.
Weigel, T. O. u. Zestermann, Ad.: Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Bild und Schrift. 1. Bd. Leipzig 1866.
Wenk, K.: Die hl. Elisabeth. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge u. Schriften aus dem Gebiete der Theol. u. Religionsgeschichte. Nr. 52. Tübingen 1908.
Wicke, E. C.: Versuch einer Monographie des großen Veitstanzes usw. Leipzig 1844. 8.
Winther: Ileotyphus. Gießen 1842.
Worringer, Wilhelm: Die altdeutsche Buchillustration. München 1912.
Wünsch, Richard: Das Antoniterkreuz. Hess. Bl. f. Volksk. XI. Bd. Leipzig 1912.
Zainer, Johann: Gaistliche vßlegong des lebes Jhesu. 1485. (Berlin, preuß. Staatsbibliothek).
Zimmermann: Von der Ruhr in dem Volke. Zürich 1767.

Lebenslauf.

Ich wurde am 13. VI. 1902 in Köln als Sohn des Kaufmanns Hermann Schumacher und seiner verstorbenen Gattin Josefine, geb. Hollender geboren und bin arischer Abstammung.

Nach Absolvierung der Elementarschule besuchte ich die Kaiser-Wilhelm-Realschule zu Odenkirchen, die ich mit dem Zeugnis der Obersekundareife verließ. Nach zweijähriger praktischer Tätigkeit im väterlichen Betrieb legte ich nach anderthalbjährigem Besuch des Real-Gymnasiums zu M.-Gladbach 1924 die Reifeprüfung ab.

Sodann studierte ich Medizin und Philosophie an den Universitäten Bonn, München, Düsseldorf und Köln. In Bonn bestand ich 1926 die ärztl. Vorprüfung und in Köln am 5. Juni 1929 das medizinische Staatsexamen. 1930 wurde ich in Köln in der mediz. Fakultät promoviert.

Im Anschluß an das Staatsexamen verbrachte ich die weitere fachärztliche Ausbildungszeit an den Städt. Krankenanstalten Remscheid, am Städt. Krankenhaus Jülich, an der Klinik für innere und Nervenkrankheiten des Johanneshospitals, Dortmund und als Oberarzt am Marienhospital in Mülheim-Ruhr.

Von SS. 1933 bis SS. 1935 belegte ich nach erneuter Immatrikulation in der philosoph. Fakultät Psychologie und Kunstgeschichte an der Universität Köln.

Seit 1935 habe ich mich in Werden-Ruhr als Facharzt für innere Krankheiten niedergelassen.

Auch an dieser Stelle spreche ich Herrn Professor Dr. A. Stange für die freundliche Überlassung des Themas und die jederzeitige Hilfsbereitschaft meinen verbindlichsten Dank aus.